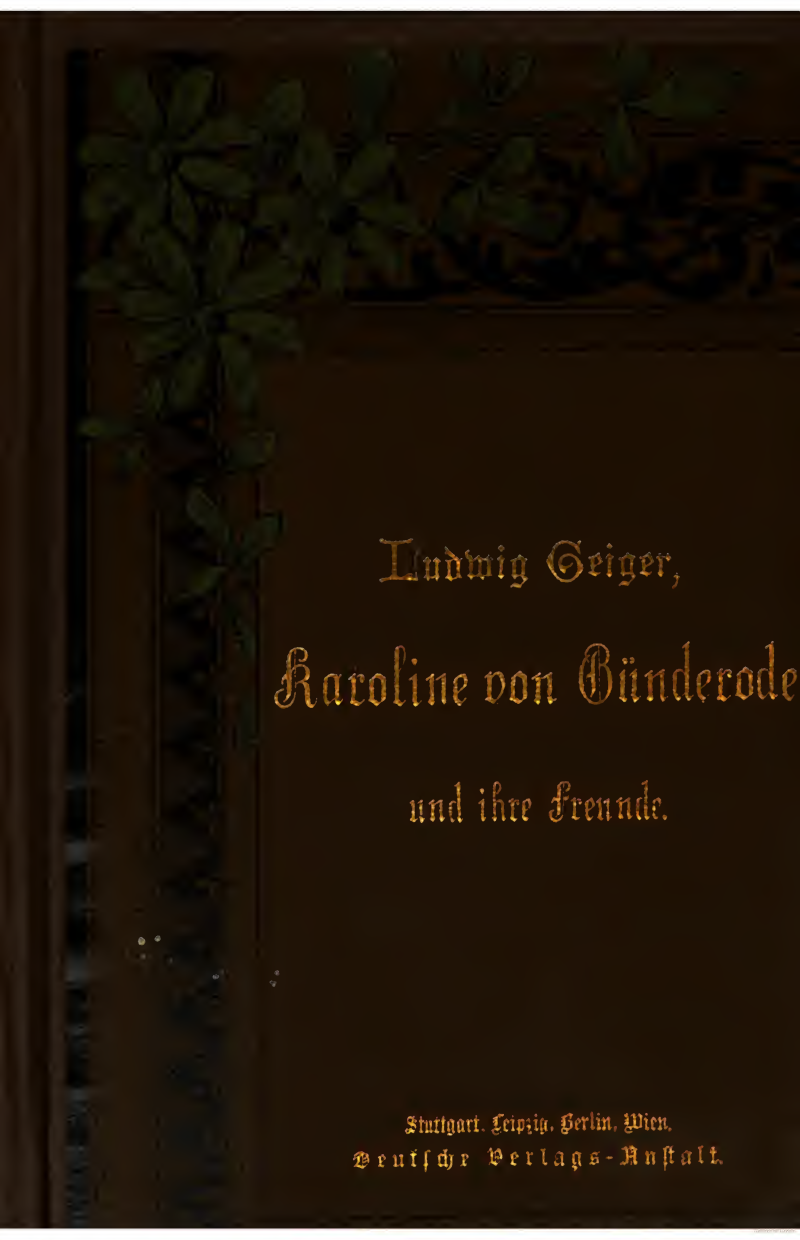

Ludwig Geiger,
Karoline von Günderode
und ihre Freunde.
Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.




THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Karoline von Günderode und ihre Freunde.



Karoline von Günderode.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Karoline von Günderode

und ihre Freunde.

Von

Ludwig Geiger.

Mit dem Porträt der Dichterin.



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt.

Karoline von Günderode (1780—1806) ist auch in weiteren Kreisen durch ihre Dichtungen, besonders aber durch ihren tragischen, selbstgewählten Tod bekannt. Ihre unter dem Autornamen Tian erschienenen Dichtungen 1804 und 1805 sind ungemein selten geworden (das im Katolog der Berliner königlichen Bibliothek aufgeführte Exemplar ist seit längerer Zeit verstellt oder verloren) und auch ein Neudruck dieser Dichtungen (Mannheim 1857) ist bereits ein gesuchtes Werk. Auch die einzige ausführliche, aus den Quellen geschöpfte, mit manchem neuen Material ausgestattete Biographie der Günderode von W. Schwartz steht in einem dem gebildeten Publikum so wenig zugänglichen nur in größeren Bibliotheken befindlichen Sammelwerke, nämlich der Ersch- und Gruberschen Realencyklopädie (I. Sektion, Band 97), daß sie einem größeren Leserkreis weder bekannt noch erreichbar geworden ist. Daher empfingen und empfangen weitere Kreise die einzige Kunde von der merkwürdigen Frau durch das seltsame Buch der

Bettina „Die Günderode" (zuerst erschienen Grünberg 1840, Neudruck Berlin 1890).

Schon aus diesem Grunde würde es sich lohnen, von Leben, Dichten und persönlichen Beziehungen des schönen und unglücklichen Mädchens eingehender zu handeln. Zu solchen Betrachtungen aber regt ein äußerer Umstand noch besonders an. Durch einen glücklichen Zufall fand ich (in Privatbesitz in Frankfurt am Main) eine große Anzahl Schriftstücke, die man als schriftlichen Nachlaß der Günderode bezeichnen könnte. Es war ein Haufen ungeordneter Papiere, die sich in zwei Hauptgruppen sondern lassen. Die erste umfaßt den sogenannten schriftstellerischen Nachlaß und würde das bei weitem bedeutendere Stück sein, wenn es sich bei der Günderode in erster Linie wirklich um die Schriftstellerin und nicht um die Frau handelte. Da aber letzteres der Fall ist, so bietet der Nachlaß in jener Beziehung verhältnismäßig wenig: Kollegienhefte, zum Beispiel über Kiesewetters Logik, die Clemens Brentano in Berlin nachgeschrieben haben könnte, Auszüge aus philosophischen Briefen, historische Aufzeichnungen, Abschriften von Büchern und Gedichten anderer, zum Beispiel von einem bekannten Briefe von Goethe an F. H. Jacobi (1800), der auch gelegentlich in den Briefen Bettinas an die Günderode erwähnt wird, Manuskripte zu einzelnen Dichtungen der letztgenannten,

besonders dem Mohammed. Daneben finden sich einige humoristische Dichtungen, auf deren Ton man vielleicht aus folgenden Titeln schließen kann: „Ode auf den rauhen Hals eines gelehrten Herrn Professors,“ Geschichte der edlen und schönen Nymphe Callypso, Beherrscherin der Insel Ogygigia (sic) und Telemach, des Prinzen von Ithaka nebst der eingeflickten Geschichte der Tillina, ins Licht gestellt durch N. N. in der Manier des alten heidnischen Dichters und blinden Mannes Homer (15. Dezember 1798), „Der Kanonenschlag oder das Gastmahl des Tantalus, ein heroisches, komisches, tragisches Schauspiel zur Warnung und Exempel für thörichte Menschen mit ungezogenen und höchst unklugen Neckereien, daraus sie eine anständige Conduite erlernen können und sollen.“ Eine flüchtige Durchsicht dieser Papiere zeigte mir die gänzliche Unbedeutendheit dieser Machwerke, die vielleicht gar nicht einmal von Karoline, sondern von einer ihrer Schwestern herrühren und sich ganz gewiß nicht, wie man etwa aus dem Titel des ersten schließen möchte, auf Creuzer beziehen oder wenigstens nichts Näheres über ihn mitteilen, so daß es Zeit- und Raumverschwendung wäre, näher auf sie einzugehen.

Die andere Hälfte des Nachlasses, die bei weitem bedeutendere, sind die Briefe an Karoline, denen sich ganz vereinzelte von Karoline geschriebene anschließen. Die

am wenigsten bemerkenswerten Briefe sind die einiger Familienmitglieder, der Großmutter und einer Schwester — die anderen Schwestern kommen fast gar nicht zum Worte, — von denen daher im folgenden auch nur ganz kurze Proben gegeben werden können. Während diese absolut unliterarischen Inhalts sind, von Persönlichkeiten herrühren, die keine bemerkenswerte Rolle gespielt haben und zur Charakteristik der Adressatin nicht viel beitragen, sind die Briefe dreier anderer, Savignys, Clemens' und Bettinas Brentano sowohl wegen der Schreiber als wegen ihres allgemeinen und ihres auf die Angeredete bezüglichen besonderen Inhalts von gleich hohem Interesse. Sie gewähren tiefe Einblicke in die Zeit der Romantik, in ihr unruhiges Hasten und Streben, in die damals übliche seltsame Verrückung der Grenzen von Liebe und Freundschaft. Der große Jurist tritt uns hier persönlich, menschlich näher, der Dichter Clemens Brentano erscheint in seinem geistreichen Scherz, seiner an Tollheit streifenden Ueberspanntheit, seiner widrigen mit Krankhaftigkeit verwandten Lüsternheit; Bettina, das frühreife Mädchen, liefert authentische Beläge für ihre phantastische Freundschaft, deren Bruch wir vor unsern Augen sich vollziehen sehen. Zu diesen drei Trägern bekannter Namen tritt als vierte Lisette Nees, vielleicht die vertrauteste von Karolinens Freundinnen, eine kluge

besonnene Frau, die trotz aller vernünftigen Worte und verständiger Betrachtungen sich von einzelnen Eigenschaften und Aeußerungen der Romantik nicht frei zu halten vermochte. In diesen Kreis einzuführen, soll die Aufgabe der folgenden Betrachtungen und Mitteilungen sein.

Karoline Friederike Luise Maximiliane von Günderode war die Tochter des Freiherrn Hektor Wilhelm von Günderode und seiner Gattin Luise, die gleichfalls der Günderodischen Familie entstammte. Der Vater (vergleiche seine Biographie von Drais, Kehl 1786 und seine Schriften, herausgegeben von Posselt, zwei Bände, Leipzig 1787 und 1788) hatte sich 1771 in Idyllen versucht und seitdem in seiner verhältnismäßig kurzen Beamtenlaufbahn durch eine ziemliche Anzahl staatswissenschaftlicher und geschichtlicher Schriften einen Namen gemacht. Auch die Frau war dichterisch beanlagt und bekundete dies durch eine Anzahl Poesien, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Der kurzen Ehe — sie wurde im Jahre 1778 geschlossen — entstammten fünf Töchter, außerdem ein Sohn Hektor, der kurz vor dem Tode des Vaters den 25. April 1786 geboren wurde und in Frankfurt den 21. März 1862 starb. Karoline war in Karlsruhe in Baden am

11. Februar 1780 geboren. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter, die in nicht sehr glänzenden Verhältnissen lebte, nach Hanau. Sie starb am 15. September 1819. Ein Herr von Hohim scheint ihr Vermögensverwalter gewesen zu sein. In den von mir eingesehenen Papieren findet sich ein Schreiben Karolinens an den Genannten, in dem es sich teils um finanzielle Abmachungen, teils um einzelne erregte Auseinandersetzungen sehr familiärer Natur handelt. In Hanau lebte die Familie in engem Verkehr mit den dortigen Kreisen der höheren Gesellschaft und wurde auch an den Hof gezogen, seitdem im Jahre 1797 Prinz Wilhelm von Kassel mit seiner Gemahlin Augusta, der Schwester Friedrich Wilhelms III. von Preußen, dort residirte. Drei der Schwestern starben jung, Luise 1794, Charlotte 1801, Amalie 1802. Von diesen drei Schwestern haben sich namentlich Briefe Charlottens, außerdem solche der überlebenden Wilhelmine erhalten. Aus ihnen geht hervor, daß die Schwestern sehr viel in Gesellschaft sich bewegten, Gelegenheitsgedichte verfertigten, daß Charlotte malte und anderes. Die Briefe sind fast gänzlich unliterarisch, einigemale entsprechen die Schwestern den Bitten Karolinens um Bücher, zum Beispiel Goethes Werther. Einmal fragt Charlotte, ob sich Karoline mit Leonhardi verlobt habe, in Hanau sei am Hofe das Gerücht davon verbreitet.

Ueber Charlotte sprach sich Karoline in einem Briefe an eine Freundin einmal so aus, daß sie mit ihr am meisten harmonire, „in ihr fand ich eine Seele, die in den wichtigsten Gegenständen so sehr einerlei Meinung mit mir war". Wilhelmine, die überlebende Schwester, verheiratete sich im Jahre 1804 und starb 1819 kinderlos.

Karoline wurde am 4. April 1797 in das adelige evangelische Damenstift in Frankfurt am Main (errichtet 1753) aufgenommen, eigentlich gegen die Anordnung der Statuten, welche ein Lebensalter von 30 Jahren für die aufzunehmenden zwölf mittellosen Jungfrauen oder Frauen vorschrieben. Das Stift war kein Kloster, doch war das Leben, das von den weiblichen Insassen gefordert wurde, dem klösterlichen verwandt. Die Damen sollten eingezogen leben, weder Theater noch Bälle besuchen, sich schwarz kleiden und wenig oder gar keine Besuche empfangen. Doch scheint die Freiheit der Bewegung in keiner Weise gehindert gewesen zu sein. Karoline empfing viele Besuche und reiste jedenfalls ziemlich viel, nach ihrem alten Wohnort Hanau, nach Trages, auf das Landgut Savignys, an den Rhein. Die persönlichen und brieflichen Verbindungen, welche Karoline unterhielt, waren mannigfach. Außer mit ihren Schwestern korrespondirte sie mit nahen Verwandten, besonders mit der Großmutter

Luise, geborenen von Drachstedt, Gemahlin des Freiherrn Christian Maximilian von Günderode auf Graß, die in ihren letzten Lebensjahren in der kleinen hessischen Stadt Butzbach lebte. Von ihr haben sich ziemlich viele Briefe erhalten, die freilich in erster Linie nicht für Karolinens Wesen bedeutsam sind. Es sind vielmehr Mitteilungen aus einem einfachen Land- und Stadtleben, nicht uninteressant für die Kulturverhältnisse jener Zeit, reich an Notizen über Einquartierungen, die dadurch verursachten Kosten, besonders auch die den Offizieren und Soldaten der zu verpflegenden Armee zugeschriebenen Liebesaffairen. Die Großmutter mahnt im Anschluß an solche Geschichten Karoline, auf ihren guten Ruf bedacht zu sein; wenigstens eine der Mahnungen mag hier buchstäblich mitgeteilt werden, um den Kriegsfuß erkennen zu lassen, auf dem die alte Dame mit der Orthographie stand:

Butzbach, den 1. August 1797.

„Vor deinen lieben Brief, meine Lina, dank ich dir so hertzlich. Ich zweifle gar nicht, daß du liebes Medgen dein Betragen so einrichten würst, daß du uns alle Ehre magst und dir hierin die gröste. Auch immer so dein Vertrauen zeigst, sowohl der Fräulein Pröbstin wie Fräulein Gredel, was schiklich oder nicht Schiklich ist. Dises sind vernünftige Menschen. Daß Nächtliche laufen bringt Keine

Ehre, weil sich alsdann hier und da Etwas anfedelt, wo durch ich nichts gewönne Rein, vielmehr meine Ehre, Wo doch ein Medgen, und Jeder Vernünftige alles auffetzen mus ins Spiel setzen. Ach Gott regiere dich mit dem heiligen Geist, werde und Sey eine recht Schaftene Christin, so würst du dich auch bestreben eine Tugendhafte Person Zusein und daß gehet über alles. Hast du noch Liebe vor mich, so verwürf meine Ermahnung nicht und denke daran, wenn ich schon lange Erkald bin, Gott Seegene dich."

Die Großmutter starb im Juni 1799; Karoline reiste, wie ihre Schwester Wilhelmine einer gemeinsamen Freundin, Karoline von Barkhausen, geborenen von Leonhardi, mitteilte, zur Beerdigung. An die ebengenannte Freundin und deren Schwester Sophie ist eine Anzahl Briefe gerichtet, 1799 ff. (die Schwartz a. O. Seite 171—181 mitgeteilt hat). Sie sind teils aus Hanau, teils aus Butzbach geschrieben, wo Karoline nach dem Tode der Großmutter einen Winter zubrachte, um ihrem vereinsamten Großvater Gesellschaft zu leisten. Die Entfernung aus dem Stift, die mit geringen Unterbrechungen fast zwei Jahre gedauert zu haben scheint, that ihr wohl. Einmal schreibt sie geradezu, daß ihr vor ihrer Zurückkunft in das Stift bange sei. In dem ersten der ebenerwähnten Briefe

herrscht das zeremonielle „Sie", später wird es aber durch das vertrauliche „Du" verdrängt. Den Inhalt der Briefe bilden außer Berichten über kleine Vorfälle des Lebens, auch über Vergnügungen und Feste, mannigfache Klagen über ihr körperliches Befinden: — sie beschwert sich über Augenschwäche, Kopfschmerzen und Husten — Darlegungen ihrer Unlust an dem gesellschaftlichen Treiben, Versicherungen schwärmerischer Freundschaft, Aeußerungen melancholischer Stimmung und großer Unzufriedenheit mit den meisten sie umgebenden Menschen, weil diese nicht im stande seien, ihre Empfindungen zu begreifen und ihr Interesse zu erregen. Ihr Interesse gehörte vor allem der Literatur an. Gelegentlich werden in diesen Briefen Goethes „Torquato Tasso" und Schillers „Räuber" erwähnt, ohne daß jedoch ein Urteil über sie gefällt wird. Nach Fichtes Schriften steht ihr Verlangen, ihr schwankender Gesundheitszustand erlaubt ihr aber nicht, die gesendeten zu lesen, Jacobis „Woldemar" nennt sie ein früher gern gelesenes Buch. Ausführlichere literarische Stellen finden sich nur über Herder und Jean Paul. Ueber Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" urteilte sie einmal: „Bei allen meinen Schmerzen ist mir das Buch ein wahrer Trost; ich vergesse mich, meine Leiden und Freuden im Wohl und Wehe der ganzen Menschheit, und ich selbst scheine mir in solchen

Augenblicken ein so kleiner unbedeutender Punkt in der Schöpfung, daß mir meine eigenen Angelegenheiten keiner Thräne, keiner bangen Minute wert scheinen."

Mit großem Entzücken las sie Jean Paul. Am 17. Juli 1799 berichtete sie: „Ich lese seit mehreren Tagen in Jean Pauls ‚Siebenkäs', er gefällt mir ganz außerordentlich. Die Wahrheit in Lenettens Charakter ist überraschend, im kleinsten wie im größten Zug so ganz ein gemeines Weib, unfähig, groß zu denken und zu fühlen. Ich bin äußerst begierig auf den dritten Teil", und wenige Tage später, am sechsundzwanzigsten, meldete sie: „Sie haben doch das ‚Campaner Thal' von Jean Paul gelesen? Es gefällt mir noch weit besser als Siebenkäs. Ich kann mir nichts Liebenswürdigeres denken als Gionnens Charakter: fast fürchte ich, er ist nur ideal, unerreichbar in jeder Lage."

In Briefen vertrauter Freundinnen, namentlich denen eines jungen Mädchens an eine verheiratete Gefährtin, spielen Herzensgeheimnisse naturgemäß eine große Rolle. Karoline hatte schon vorher einmal ihre Neigung einem Manne geschenkt. „Kaum glaubte ich," so spricht sie sich am 10. Juli 1799 aus, „mich aus dem Sturme der Leidenschaft gerettet, glaubte mich sicher und ich sehe mich wieder verstrickt: ich liebe, wünsche, glaube, hoffe wieder und vielleicht stärker als jemals." Der Gegenstand ihrer starken Liebe war Friedrich Karl von Savigny.

Savigny der große Rechtsgelehrte, der spätere preußische Minister, geboren 21. Februar 1779, gestorben 25. Oktober 1861, lebte in seinen Kindheits- und Jünglingsjahren in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main, vielfach auf dem durch seine Großmutter der Familie zugebrachten Hofgute Trages bei Gelnhausen. Er war in Frankfurt mit der Familie Brentano, besonders mit Clemens, eng befreundet. 1795—1800 studirte er in Jena und Marburg, erwarb 1800 auf der letztgenannten Universität den Doktorgrad und wurde 1803 daselbst, nach Veröffentlichung der epochemachenden Schrift: „Das Recht des Besitzes“ außerordentlicher Professor. Am 17. April 1804 heiratete er die Schwester seines Freundes, Kunigunde (Gundel) Brentano, und trat bald nach der Ehe eine große Studienreise nach Italien und Frankreich an, die ihn etwa 18 Monate, bis September 1805, von der Heimat fern hielt.

Man darf wohl annehmen, daß Savigny schon damals seine Blicke auf seine künftige Frau gelenkt hatte und aus diesem Grunde dem Mädchen keine Aufmerksamkeit schenkte, das sonst vielleicht sowohl durch äußere als innere Gaben geeignet gewesen wäre, ihn zu fesseln.

Von ihrem Aeußern nämlich ist uns eine Schilderung Bettinens erhalten, die als eine, auf Grund eigener genauer Anschauung gewonnene, zuverlässige gelten

darf. Sie lautet: „Sie war so sanft und weich in allen Zügen wie eine Blondine. Sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn sie lachte, so war es nicht laut, es war vielmehr ein sanftes, gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vernehmlich aussprach: — sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will, was ich damit auszusprechen meine; — ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her, — ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort schlank ausdrücken könnte, sie war schüchtern-freundlich und viel zu willenlos, als daß sie in der Gesellschaft sich bemerkbar gemacht hätte."

Am 4. Juli 1799 bekannte Karoline ihrer Freundin, daß Savigny beim ersten Anblick — es war in Lengfeld, einem Gute der Familie von Leonhardi im Odenwald — einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe; sie habe sich zuerst überreden wollen, daß sie bloß Teilnahme für ihn empfände, bald aber erkannt, daß das Gefühl wirkliche Leidenschaft sei. „Zürnen möchte ich mir selbst, daß ich mein Herz so schnell an einen Mann hingab, dem ich wahrscheinlich ganz gleichgiltig bin; aber es ist nun so, und mein einziger Trost ist, bei Ihnen, Beste, freundschaftliche Teilnahme zu suchen."

Die Freundin, die damals in Frankfurt war, antwortete alsbald, 6. Juli, daß sie Karolinens entstehende Leidenschaft wohl bemerkt hätte und suchte sie mit folgenden Worten abzukühlen: „Er ist gewiß ein Mann, der allgemeine Achtung verdient, und wer sich einstens das Weib dieses Mannes nennen kann, hat gewiß ein beneidenswertes Los. Die Teilnahme, die er bisher an meinem ganzen Schicksal genommen hat, ist mir Beweis genug, daß er ein fühlendes Herz hat; allein sein einsames Leben hat seine Gefühle sehr hochgespannt, und er hat sich daher ein Ideal geschaffen, das er schwerlich in dieser Welt realisirt finden wird. Er sieht daher alles aus einem ganz andern Gesichtspunkte an und über seine künftige Bestimmung ist er noch völlig unentschieden." Karoline fühlte sich durch diese Darlegung etwas ernüchtert, wenigstens glaubte sie (10. Juli), daß „sie sich weit von dem Ideal entfernt fühle, das sich ein Savigny erträumen kann", und hielt sich für uneigennützig genug, ihm zu wünschen, ein solches Ideal zu finden. Trotzdem bat sie gelegentlich um weitere Nachricht über ihn (26. Juli), „es ist ja das einzige, was ich von ihm haben kann, der Schatten eines Traumes".

Karolinens resignirte Stimmung schwand bald. Ihre Leidenschaft war nicht so stark gewesen, daß sie nicht einen ruhigen Verkehr mit dem so plötzlich Heißgeliebten

ertrug. Ein solcher machte sich ganz von selbst. Savigny verkehrte, da er nahe bei Frankfurt lebte, vielfach in den Kreisen, in denen Karoline heimisch war. Die innigen Beziehungen beider zu dem Brentanoschen Hause mußten sie einander nähern. Es mag leicht sein, daß Savigny frühzeitig von der durch ihn erregten Leidenschaft unterrichtet wurde, und daß er, ohne sie zu erwidern und ohne Lust, sie neu anzufachen, doch immerhin der bisher Unbeachteten freundliche Beachtung schenkte. So entstand ein Briefwechsel, der sich etwa durch drei Jahre hinzog und, wenn er uns auch nur einseitig überliefert ist, als schönes Denkmal echter freundschaftlicher Zuneigung bekannt gemacht zu werden verdient.

Die nachfolgenden Briefe Savignys, ebenso wie alle folgenden werden hier in modernisirter Orthographie und Interpunktion abgedruckt. Außer diesen rein buchstäblichen Aenderungen werden sie treu nach dem Original gegeben. Die vorzunehmenden Verbesserungen waren bei Savignys Briefen ganz minimal. Die Briefe waren gänzlich ungeordnet. Ich gebe sie ohne Unterbrechung durch Anmerkungen und Zwischenreden in der Ordnung, die ich für die richtige halte. Die meisten Briefe sind völlig datirt, manche enthalten Angaben von Tag und Monat, andere, wie gleich der erste, sind gänzlich undatirt. Doch ist kein Zweifel, daß der erste

wirklich am Anfang zu stehen hat; er gibt sich durch seinen überaus förmlichen Ton als Einleitung der Korrespondenz zu erkennen. Die meisten Briefe sind wohl durch Gelegenheit befördert, durch Boten übergeben worden; fast auf keinem findet sich ein Postvermerk. Als Adresse steht entweder „An das Fräulein von Günderode“ oder „An das Günderödchen“; die allerwenigsten Briefe haben die vollständige Adresse „An Fräulein Karoline von Günderode im Cronstädtischen Stift, Frankfurt am Main.“ Für die Zeit der Datirung blieb die Zeit vom Sommer 1804 bis Herbst 1805 ausgeschlossen, während welcher Savigny, wie bereits bemerkt, auf seiner großen Reise begriffen war, teils weil die Briefe sich in nichts als Reisebetrachtungen oder Erzählungen dokumentiren, teils weil derartige intime durch den Augenblick erregte, durch eine kurze Mitteilung oder ein geführtes Gespräch veranlaßte Korrespondenzen nur bei örtlicher Vereinigung oder mindestens Nachbarschaft möglich sind. Die Antworten Karolinens, auf die mehrfach Rücksicht genommen wird, sind mir leider nicht bekannt. Die Briefe Savignys lauten:

Der liebe Gott, mein Fräulein, hat es nicht haben wollen, daß ich Ihnen einen Brief in Gießen übergeben sollte, der mir für Sie eingehändigt worden war. Ich betrachte dieses als ein

Zeichen, daß Sie jenen Brief überhaupt gar nicht lesen sollten, und enthalte mich, Ihnen denselben zu schicken. Warum aber jenes Zeichen gerade so eingerichtet werden mußte, daß ich verhindert wurde, Sie zu sehen? Ich bin sehr geneigt, etwas darüber zu murren, um so mehr als ich mir auf dem ganzen Wege nicht wenig auf meinen Auftrag eingebildet hatte. Das gute Miendchen war betrübt, daß Sie weg waren, ich war es, wie gesagt, gleichfalls, und die Fr. von Rabenau wird es wohl auch gewesen sein, worüber ich aber freilich keine sichere Nachricht geben kann, da ich sie eben jetzt zum erstenmal sah.

Ich glaube sogar, ich habe Sie in Gießen auch nach allerlei Dingen fragen wollen, die ich jetzt nicht mehr weiß oder doch nicht sage. Wollen Sie, daß Ihnen in Zukunft keine Briefe unterschlagen werden, so reisen Sie jedesmal einen Tag später ab als Sie anfangs willens sind: ich werde dann nicht mehr in der Verlegenheit sein, Sie bloß schriftlich meiner Verehrung versichern zu können.

Savigny.

*

Marburg, 10. Juli 1803.

Ich habe von jeher eine so heilige Scheu vor allen geistlichen Anstalten zur Bewahrung weib-

licher Sittsamkeit empfunden, daß ich mich herzlich freue, zwei Gründe auf einmal zu besitzen, die mich kühn genug machen, geradezu in das Kronstädtische Fräuleinstift mit einem Briefe einzubrechen.

Der erste Grund ist recht christlich: es ist die Pflicht der Dankbarkeit, die gar übel von mir vernachlässigt würde, wenn ich Ihnen nicht sagte, wie viele Freude mir Ihr Brief gemacht hat.

Der zweite ist nicht weniger christlich. Georg Brentano hat plötzlich geheiratet und ich wünschte sehr zu wissen, wie das arme, gute, treue Klödchen diese Begebenheit ertragen hat und noch erträgt. Einige Details hierüber würden mich zu neuer Dankbarkeit auffordern, ja, ich kann sagen, daß ich zu dieser Frage außer mir selbst auch noch von jemand anders aufgefordert worden bin.

In Gießen wurde mir gesagt, daß Sie noch diesen Sommer wieder dahin kommen und dann Marburg in Augenschein nehmen würden, wohin nämlich Ihre Frau Tante eine Lustreise zu machen entschlossen wäre. Ich habe seitdem dieser Sache weiter nachgedacht, und gefunden, daß es für Sie durchaus notwendig ist, die Dinge zu sehen, die sich hier befinden, ja, daß ich kaum begreife, wie Sie das alles bis jetzt haben entbehren können. Es sind der interessanten Gegenstände so viele, daß

ein so kleines Papier sie unmöglich fassen kann; noch viel weniger aber würde es eine getreue Darstellung der Verehrung und Ergebenheit zu fassen vermögen, womit ich mich unterzeichne

Savigny.

*

Marburg, 23. Juli 1803.

Es könnte mir fast leid thun, daß ich schon längst weiß, wie gut Sie sind, da ich jetzt eben die schönste Gelegenheit gehabt hätte, es zu lernen. Sie begnügen sich nicht, mir die Nachricht, um welche ich gebeten hatte, recht ausführlich zu geben, sondern Sie schicken mir obendrein noch ein Briefchen, um das ich nicht gebeten hatte, und für das ich also doppelt danken muß.

Dieses Briefchen wäre mir, alles andere abgerechnet, schon deswegen außerordentlich lieb gewesen, weil ich daraus gelernt habe, wie Sie eigentlich heißen: ich habe immer geglaubt, Sie hießen Fräulein, aber jetzt weiß ich, daß Sie Gündcröddchen heißen. Was andere Menschen davon denken, kann ich freilich nicht sagen, aber mir scheint es weit angenehmer und nötiger sogar, dieses zu wissen, als welchen Titel vor fünfzehnhundert Jahren ein römischer Kaiser geführt haben mag.

Aber, Günderödchen, ich muß Ihnen auch eine kleine Schlechtigkeit gestehen. In dem Briefchen hatten Sie eine Stelle ausgestrichen: nun ist es von jeher meine Leidenschaft gewesen, solche Stellen zu lesen, die man mir ausgestrichen hatte, und so ist es mir denn auch hier endlich gelungen. In der That, die Stelle selbst hat mir eben nicht so geschienen, daß man sie hätte ausstreichen müssen, aber daß Sie sie ausgestrichen haben, das hat mir Gedanken gemacht. Ich werde den ganzen Fall der hiesigen philosophischen Fakultät vorlegen und Ihnen das Gutachten derselben mitteilen.

Sie wollen nicht hierher kommen? wollen diese Freude — Ihrer Tante versagen, die so gern diese kleine Reise mit Ihnen gemacht hätte? wie häßlich! wenn Sie mir es mündlich gesagt hätten, so würde ich wahrscheinlich die Unverschämtheit gehabt haben, nach der Ursache zu fragen, aber in einer solchen Entfernung fühle ich mir nicht den Mut dazu. Und nicht einmal nach Gießen wollen Sie mehr kommen? Doch, ich denke, Sie gehen in sich, und wenn Sie dann ohnehin einmal auf guten Wegen sind, treiben Sie vielleicht gar die Güte so weit, daß Sie mir Nachricht davon geben. Wenn Sie es aber nicht thun, so gehe ich nächstens nach Gießen, und verleumde Sie so, daß niemand

mehr mit Ihnen etwas wird zu thun haben wollen; ich lasse mich dann von der Frau von Rabenau zum Neveu und von dem süßen Mienchen zum Bruder annehmen, und Sie werden ganz aus der Verwandtschaft ausgestrichen. Sollte ich dann dennoch einmal an Sie schreiben müssen, so werde ich mich unterzeichnen als

Ihr

gänzlich abgeneigter

Savigny.

N. S. Länger kann ich es denn doch nicht verschweigen, daß ich die ausgestrichene Stelle in dem kleinen Briefchen wirklich nicht habe lesen können, ja, daß ich mich nicht wenig darüber geärgert habe. Ich habe also nicht einmal die Satisfaktion zu wissen, daß es Ihnen unangenehm gewesen wäre, das Gegenteil einstweilen zu glauben. — Noch etwas kann ich schließlich nicht unterdrücken. Sie schrieben neulich über Gunda und sagten unter anderem, Gunda „redete mit einiger Würde von guten Prinzipien“. Nun sagen Sie mir um Gottes willen, Günderödchen, was das heißt. Es läßt sich auf vielerlei Art verstehen, und ich wollte zwei Kommentare darüber schreiben, die sich gar nicht ähnlich sehen sollten. So etwas kann

einen ehrlichen Menschen um seinen Verstand bringen, und ich bin weit entfernt zu glauben, daß der meinige der Mühe wert sei, verloren zu werden.

Günderödchen, es hat schon viele dumme Leute gegeben, die gesagt haben: tout change. Ich sage es auch, aber ganz anders und voll Zutrauen. Jetzt zum Beispiel hat es sich auch so gefunden: noch vor wenig Tagen wollte ich Ihnen gar vieles schreiben, in keiner andern Absicht, als damit es eine äußerliche Befestigung hätte, indem es jemand wüßte, dem ich vertraue, denn ich habe viel Vertrauen gegen Sie. Jetzt ist es anders, nicht das Vertrauen, aber das Bedürfnis, obgleich es mich noch freuen wird, wenn Sie vieles wissen. Darum schreibe ich Ihnen — gar nichts, sondern überlasse es dem Himmel, wie viel Ihnen gute Leute erzählen wollen.

Das ist aber nicht alles, sondern ich muß Sie nun noch schelten und sehr ernstlich. Sie haben mich verkannt, Sie haben mir unrecht gethan, verführt durch ein bißchen äußerlichen Schein. Es ist mir so deutlich, daß Sie mir unrecht gethan haben, daß ich gar nichts dazu thun kann, Sie noch besonders davon zu überzeugen, ja, ich zweifle gar nicht, daß Sie es einsehen werden, daß es Ihnen leid sein wird, daß Sie es bereuen werden,

aber obgleich ich ganz und gar nicht daran zweifle, wird es mich dennoch freuen, ein sinnliches Zeugnis davon in Händen zu haben.

Adieu. (Ohne Unterschrift.)

*

M., 28. Dez. (1803).

Lieb Günderödchen, es war doch sehr schön, daß Sie mit nach Trages gekommen sind. Vor allem deswegen, weil Sie jetzt gewiß nicht mehr bloß mein Freund, sondern auch unser Freund sind. Nicht wahr, so ist es? Sie haben angefangen zu fühlen, was Sie sonst nur für meinen Irrtum hielten, daß zwei unter uns dreien eins sind.

Das hätten Sie nun freilich auch in Zukunft gewiß empfunden, aber so ist es viel schöner. Erstens weil es freier ist, und zweitens, weil Sie jetzt mehr und anders als vorher mit meinem Gundelchen zusammen sein werden. Seine jetzige Umgebung ist so unheimlich, und ich kann nichts dazu thun, sie heimlicher zu machen, aber Sie können es. Ist es nicht schön, lieber Freund, daß Sie sich schon jetzt so verdient um mich machen? Sie werden uns nicht nur angehören, Sie werden auch Rechte auf uns haben.

Adieu, lieber Freund.

S.

Auf den heutigen Brief antworte ich ein andermal, denn in fünf Minuten geht die Post ab.

Adieu.

*

Marburg, 8. Januar 1804.

Ei, ei, lieber Freund, Sie haben da einmal wunderliche Empfindungen und Vorsätze gehabt. Sie haben ja ordentlich republikanische Gesinnungen, ist das vielleicht ein kleiner Rest von der französischen Revolution? nun, es soll Ihnen verziehen sein, wenn Sie versprechen wollen, sich noch manchmal darüber auslachen zu lassen. Ohnehin habe ich eine nicht geringe Freude dabei, Sie haben hier anschauen gelernt, was ich schon lange weiß, wie das Gundelchen durch seine einfache Unbefangenheit viel besser ist als Sie und ich. Sagen Sie selbst, haben wir uns nicht von jeher sehr gegen einander geziert? hätten wir uns nicht schon vor Jahren allerlei sagen und schreiben können, wobei es uns etwas wohl geworden wäre, zum Beispiel, daß wir etwas auf einander halten?

Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Freund; in aller geistigen Herrschaft, in allem geistigen Besitz gilt das Recht des Stärkeren, jeder Mensch hat von jedem andern gerade so viel in seinem ausschließenden Besitz, als er von ihm haben und

fassen kann, ein dritter kann ihn gar nicht daran hindern. Wenn sich also so 'was findet, was von Natur Ihnen und mir gemein ist und nicht zugleich dem Gundelchen, so wird es wohl bleiben lassen darüber zu herrschen, es wird von selbst vor der Thüre stehen bleiben, nur daß es dann meine Sorge sein würde, es herein zu führen zu uns.

Von Ihrem Bedürfnis sich auszusprechen habe ich eine sehr deutliche Vorstellung, es ist etwas Logisches darin, wodurch wir noch ganz besonders verwandt werden. Noch kenne ich die Richtung nicht, die Ihr ganzes Denken und Empfinden genommen hat, aber ich werde sie kennen lernen, ich freue mich darauf, rechnen Sie immer auf sehr herzlichen Anteil in allem, was Sie mir mitzuteilen den Wunsch haben können. Führen Sie mich nur erst selbst in Ihrem Kämmerlein ein, damit ich dann selbst nach Belieben anklopfen kann. Ich glaube gewiß, Sie müssen und können auf einem sehr bestimmten Wege von Lesen, Denken und Schreiben gesetzmäßig sich ausbildend, sehr froh und glücklich werden. Haben Sie nicht darin bisher etwas vagirt, und auch in der Freundschaft? Das taugt nichts, lieber Freund.

Sie wundern sich, daß Sie das Gundelchen nicht in Ihr Kämmerchen führen konnten? Ich

finde das sehr natürlich, ihr beide habt wenig individuelle Berührung, die individuellste vielleicht ist die, daß ihr beide an mir habt Geschmack finden können, so daß ich von Natur zum Mittler zwischen euch bestimmt bin. So kann ich denn dem Gundelchen bezahlen. Jetzt fehlt nur noch, daß auch Sie zwischen mir und dem Gundelchen ein Mittler zu sein unternehmen; der Entschluß wäre etwas heroisch, aber einen Republikaner wie Sie muß das gerade am meisten ansprechen. Adieu.

Ihr Freund.

*

Marburg, den 8. Februar 1804.

Ich habe die letzten Wochen dazu angewendet, Ihnen, lieber Freund, einen Beweis meiner Sympathie zu geben, indem ich Ihnen — nicht schrieb. Ich habe Ihnen nämlich in jedem Augenblick, worin Sie geküßt haben oder geküßt worden sind, nicht geschrieben, und so ist denn dieses seit langer Zeit der erste Moment, in welchem ich Ihnen sagen kann, daß ich noch ganz wie sonst der Ihrige bin, obgleich Ihr Herz sich sehr beträchtlich von mir gewendet haben soll.

Aber im Ernst, lieber Freund, haben Sie es denn rein vergessen, daß ich auch einigen Teil an Ihnen

habe und daß Sie ganz unser sein wollten, erb- und eigentümlich? und daß das eigentlich Ihrem ganzen Wesen, allem was vortrefflich und strebend in Ihnen ist, viel angemessener ist, als — ich habe mich da in einer Periode festgerennt, und halte es für das beste, die Periode stecken zu lassen, abzusteigen und zu Fuße fortzugehen: ich meine nämlich, daß eine gewisse hingebende Weichheit und das berühmte Helldunkel gar nicht zu Ihrem eigentlichen Wesen gehören, wenn schon viele Menschen nichts anderes von Ihnen wissen mögen als eben dieses. Ei, Günderödchen, wo bleibt denn die berühmte Seelenverwandtschaft zwischen uns beiden? und wer soll denn um Gottes willen in Ihr Stübchen in Trages ziehen, wenn Sie vor wehmütiger Einsamkeit vergehen wollen (den Mund ausgenommen, ohne den man freilich nicht küssen kann)? Ich erinnere mich, daß mir sonst viele Leute gesagt haben: „das Günderödchen ist sehr gut, aber gar schwach"; damals habe ich Ihre Arme angesehen und den Kopf geschüttelt, jetzt fange ich an zu begreifen.

Aber nicht so, lieber Freund, nicht die Leute vergessen, die so viel Anteil an uns nehmen, nicht bloß mit dem Herzen, sondern mit ihrem ganzen Wesen — nicht zu weich sein und zu wehmütig

und zu sehnsüchtig — klar werden und fest und doch voll Wärme und Freude des Lebens.

Was sagt denn der Freund dazu?

(Ohne Unterschrift.)

*

Marburg, den 26. Februar (1804.)

Ihr Brief, lieber Freund, hat mir viele Freude gemacht, aber ich finde dabei bestätigt, was ich schon vorher fühlte, daß ich Sie noch unverantwortlich wenig kenne. Wie freue ich mich darauf, mit Ihrem Talent Bekanntschaft zu machen! Vorläufig erfreut mich Ihr Enthusiasmus an sich, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß ich in der berühmten Streitsache dieses Enthusiasmus mit dem Gundelchen die Partei des ersten ergreifen werde, wozu denn auch freilich das mit beitragen mag, daß ich gegen das letzte (ich meine das Gundelchen) im allgemeinen sehr eingenommen bin.

Ich habe heute einen Pack Bücher, nach Trages bestimmt, auf die Post gegeben; gebe der Himmel, daß ich Ihren Geschmack getroffen haben möge! Wenn Sie etwa bestimmte Bücher zu haben wünschen, so schreiben Sie mir das doch gleich, damit ich sie noch schicken kann.

Wie freue ich mich, Sie, lieber Freund, bald zu sehen! Leben Sie wohl.

(Ohne Unterschrift.)

*

(März 1804.?)

Gewisse Dinge, wie billig, abgerechnet, hat mich seit langer Zeit nichts so herzlich erfreut als Ihre freundlichen Worte, lieb Günderödchen. Unter uns gesagt, seit einiger Zeit glaubte ich, Sie wären mir nicht recht gut mehr, und das nahm ich mir so zu Herzen, daß alle meine Studenten behaupteten, sie würden mir's unfehlbar ansehen, wenn es nicht jetzt gerade aus gewissen Ursachen ganz unmöglich wäre, daß ich betrübt aussähe. Sogar mein periodischer Schmerz an der rechten Hand ist dadurch wieder aufgeregt worden.

Nun spreche ich Ihnen da von einem Schmerzen an der Hand und Sie wissen davon kein Wort. Was will ich machen? Das beste ist, ich thue, als könnte Sie die Sache interessiren, was doch gar nicht wahr ist, und erzähle Ihnen die ganze Geschichte.

Vor einigen Jahren stand ich einmal an einem Kutschenschlag, als gerade jemand einsteigen wollte. Ich (wie ich denn von Natur gutmütig bin) will helfen; eine besondere Belohnung hatte ich für

den kleinen Dienst eben nicht erwartet, aber noch viel weniger, daß er mir mit solchem Undank vergolten werden würde. Denn ehe ich mir's versehe, werde ich so entsetzlich gedrückt, daß ich (ich lüge nicht, Günderödchen) viele Wochen lang nichts gefühlt habe, als diesen Druck. Nachher habe ich ihn immer wieder gefühlt, so oft sich das Wetter veränderte. Ich bin bald nach jener Geschichte nach Sachsen gereist, und habe sehr berühmte Aerzte um Rat gefragt: die meinten, ich müsse mich wohl verbrannt haben, helfen könnten sie mir nicht.

Da bin ich nun ganz abgekommen von dem, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte. Ich wollte Ihnen sagen, daß es entsetzlich unnatürlich zugehen müßte, wenn wir beide nicht sehr genaue Freunde werden sollten. Sie glauben nicht, mit welcher Klarheit und Gewißheit ich einsehe, daß die Natur diesen Plan mit uns hat, ja sie interessirt sich so sehr dafür, daß sie selbst das Schicksal gebeten hat, alles so recht wunderlich und vortrefflich dazu einzurichten: ich wollte darüber eine Abhandlung schreiben, die gewiß recht närrisch zu lesen sein sollte. Nur etwas ist schlimm: ich stehe Ihnen gar nicht dafür, daß ich mich nicht zuzeiten etwas in Sie verliebe, und das soll der Freundschaft Abbruch thun. Zum Beispiel, es wäre nicht ohne

Gefahr, wenn Sie eine kleine goldne Uhr an einer goldnen Kette um den Hals trügen: vor einem weißen Schürzchen, das Sie ehemals gehabt haben, fürchte ich mich gar nicht, denn das ist wohl schon längst zerrissen; aber ich werde mich wohl hüten, Ihnen den Clavigo, oder Hermann und Dorothea vorzulesen. Durch Schaden wird man klug, Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin, und ein gebranntes Kind scheut das Feuer: man spricht viel von den Leiden des jungen Werther, aber andere Leute haben auch ihre Leiden gehabt, sie sind nur nicht gedruckt worden.

Eins bitte ich Sie: legen Sie die übertriebene Bescheidenheit ab. Warum taxiren Sie sich nur halb so hoch als Gunda? daß Sie das gethan haben, will ich Ihnen beweisen.

Ich wiege an Vortrefflichkeit	100
Gunda	20
	120
Also jedes von uns beiden	60

Aber im Ernst, lieb Günderödchen, ich habe ein sehr lebendiges Gefühl davon, daß ich Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen haben werde, und daß ich es auch verdiene. Zugleich fühle ich, daß wir uns vielerlei werden zu sagen haben, ich meine jetzt nicht zum Beispiel, wie viel Anteil ich zu

allen Zeiten an Ihnen genommen habe, sondern eigentliche Sachen, Dinge, die außer uns selbst liegen. Ich weiß nicht, warum ich es glaube, aber ich glaube es.

Nun habe ich Ihnen fröhlich geschrieben, und dann ernsthaft, und am Ende habe ich eine Empfindung, in welcher beides wunderlich aufgelöst ist. In den Veillées du château steht eine (wahrscheinlich schlechte) Erzählung Daphnis et Pandrose; diese Erzählung hat mich, als ich ein Kind war, zu Thränen gerührt, und nun fallen mir auf einmal die letzten Worte ein (brisons l'autel), und sie freuen mich wieder und rühren mich wieder und es kommt mir doch auch wieder sehr leicht und lustig vor. Ist das nicht seltsam? und müssen Sie mir's nicht all noch erklären?

Ihr Savigny.

*

Trages, 6. Juni (1804).

Günderödchen, Du bist ein dumm Günderödchen, und das wollen wir Dir noch ganz anders deutlich machen und zu diesem Behuf Freitag oder Samstag nach Frankfurt kommen; bis dahin vergeß nicht oder vielmehr erinnere Dich daran, daß wir Dich gar lieb haben, daß Du unser Hämmelchen bist, unser dumm Günderödchen, und sei nur nicht

mehr betrübt, wenn Du mich siehst, vielmehr mußt Du mir, Savigny, an den Hals springen und mich küssen. Hast's gehört? Da schicken wir Dir auch einigen Vorrat von Lektüre, worunter leicht etwas Verderbliches und Schädliches sein könnte; wir hoffen aber, daß Du durch die gesunde frische Luft, in der Du vor kurzem gelebt haben sollst, hinlänglich mit Mut und Kraft versehen bist, um über alle Verführung und alles Hingehenlassen hinaus stehen zu können. Adieu bis wir Dich küssen.

Dein Savigny und Dein Gundelchen.

Lieb Günderödchen, Du merkst wohl, daß das dadrüben nur ein nachgemachter Savigny war und daß jetzt erst der wahre auf Dich los geht, um Dich herzlich zu küssen und zu drücken. Aber ein dumm, abscheulich Günderödchen bist Du denn doch am Schluß Deines Briefes, ein Günderödchen, das gar nicht sagt, was es will, weil es das selbst nicht recht weiß. Das dummste ist, daß ich mich selbst beinahe hätte von Deiner Betrübnis anstecken lassen. Sei gut, lieb Hämmelchen, und erzähle mir, wenn ich Dich sehe, daß Du dumm warst. Nächstens schreibe ich Dir eine Abhandlung über das Studium der Geschichte. Vorder-

hand vergiß nur nicht, daß die Leute, die die Geschichte der Schweizer und Franzosen geschrieben haben, Müller und Froissart heißen.

Adieu.

*

Trages, Donnerstag (1804).

Ich habe Dir nicht geantwortet, Du lieb Günderödchen, weil ich auf Nachricht wegen Meißenhausen wartete, und ich antworte auch jetzt nicht, weil ich Dir etwas vorschlagen will, das alle Antwort entbehrlich macht. Du sollst nämlich Samstag morgens nach Hanau kommen, um Dich im roten Löwen hierher abholen zu lassen. Wenn Du das willst, so rede es sogleich mit der Bettine ab, an welche auch geschrieben wird, und schreibe mir auf der Stelle, damit ich den Brief unfehlbar noch morgen abend bekomme. Versäume ja nichts, lieb Günderödchen, denn sonst findet ihr keine Pferde zu Hanau. Sei übrigens ein gut Hämmelchen und mein Günderödchen und hab mich lieb.

Dein Freund

Savigny.

*

Trages den 13. Juli (1804).

Es ist nicht meine Schuld, lieb Günderödchen, daß ich Dir weder früher noch befriedigendere Antwort auf Deine Anfrage wegen Meißenhausen geben konnte. Ich wurde immer auf einen Amtsverwalter von Seligenstadt vertröstet, der von einer Woche zur andern zu kommen versprach, und heute endlich, als ich ihn spreche, sagt mir der fatale Mann, man müsse sich an die Rentkammer zu Darmstadt wenden. Wenn es also noch geschehen soll, so bleibt nichts übrig, als die Sache durch den Herrn Schwager zu betreiben.

Ich sollte Dir neulich schreiben, wie man meine Liebe erwerben kann. Die Bescheidenheit verbietet mir, diese als Erwerb zu betrachten, ich muß also allgemein reden, um nur antworten zu können. Was außer der Vortrefflichkeit nötig ist, um so etwas zu erzwingen, ist das rechte Verhältnis der Selbständigkeit zur Hingebung. Ich habe Dir oft über Mangel an Vertrauen, das heißt über outrirte Selbständigkeit geklagt; daß sie aber jemals so weit gehen könnte, wie jetzt, da Du auf mein herzliches Bitten Dich nicht entschließen kannst, hierher zu kommen — das hätte ich nie gedacht. Ich könnte noch viel darüber sagen, wenn es nicht bald elf Uhr wäre: aber die Bemerkung kann

ich doch nicht unterdrücken, daß Du mir auch nicht ein einzigesmal so geschrieben hast, wie es bei Deinem Weggehen heilig versprochen wurde, daß Du mir bald schreiben sollst, und daß Du dem S. sein Günderödchen bist, sobald Du selbst willst. Gunda grüßt Dich. Leb wohl.

Dein Freund
Savigny.

*

Marburg, 29. November 1805.

Ich habe Dir versprochen, über einen Irrtum zu schreiben, in welchem Du, wie ich glaube, sehr tief mit Dir selbst befangen bist. Ich muß aber dazu etwas weit ausholen.

Sobald in einem Menschen das Bewußtsein seiner Kräfte erwacht, entscheidet sich die Richtung, die er nach der Eigenheit seiner Natur notwendig nehmen muß. Den passiven Naturen ist dann das Höchste, ja das einzig Wichtige die Tiefe und Eigentümlichkeit ihrer Empfindung, und das ist an sich so wenig zu tadeln als die Verschiedenheit der Gestalten oder der Anlagen. Aber die meisten Menschen dieser Natur sind in Gefahr, das Tiefe und Bedeutende mit dem Außerordentlichen zu verwechseln, und bei vielen bleibt und wächst dieser Irrtum immer fort. Flache Menschen werden dann

ganz geschmacklos, und selbst der Pöbel thut ihnen nicht unrecht, indem er sie überspannt und romanhaft nennt. Bei bedeutenderen Menschen ist derselbe Irrtum fast noch gefährlicher, indem er sich bei ihnen mit der wahren Empfindung, die sie haben, vermengt und so unergründlicher wird. So bist Du, und daß Du so bist und bleibst, kommt von einer Gottlosigkeit her, die Deine gute, wahrhafte Natur gewiß schon ausgestoßen hätte, wenn es die sinnliche Schwäche Deines Gemüts zuließe. Alles nämlich, was Deine Seele augenblicklich reizt, unterhält und erregt, hat einen solchen absoluten Wert für Dich, daß Du ihm auch die schlechteste Herkunft leicht verzeihst.

Etwas recht von Herzen lieben, ist göttlich, und jede Gestalt, in der sich uns dieses Göttliche offenbart, ist heilig. Aber daran künsteln, diese Empfindung durch Phantasie höher spannen, als ihre natürliche Kraft reicht, ist sehr unheilig. Du weißt, welche Aeußerungen mir dabei vorschweben. Ich verwerfe sie nicht an sich, denn jede Aeußerung, wie jede Handlung kann in irgend einem Charakter in irgend einer Umgebung notwendig und vortrefflich sein. Aber hier war es anders, davon habe ich die deutlichste Anschauung.

Ich wiederhole es, Dein Geschmack an Schrift-

stellern, zum Beispiel an Schiller, hängt damit zusammen. Denn was ist das charakteristische an diesem, als der Effekt durch eine deklamatorische Sprache, welcher keine korrespondirende Tiefe der Empfindung zum Grund liegt? und ist nicht jene Manier des Lebens wie diese des Dichters einem Manne zu vergleichen, der sich und die Seinigen zu Grund richtet, weil er einen Aufwand treibt, den er nach seinem Vermögen nicht bestreiten kann?

Ich schreibe Dir das alles, weil ich Dir herzlich gut bin. Du bist wahrhaft, so weit es auf Dein Bewußtsein und Deinen Willen ankommt, Du bist ohne Koketterie und voll Sinn für das Vortreffliche. Deiner Redlichkeit traue ich so sehr, daß ganz neuerlich der bestimmte Widerspruch wahrheitsliebender Menschen, die ihrer Sache sehr gewiß sein wollten, mich nicht irre machen konnte. Laß mich noch etwas sagen, das mich betrifft. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß Du über gewisse Grenzen hinaus kein Vertrauen zu mir hättest, weil Du etwa glaubtest, ich könnte Naturen wie die Deinige nicht verstehen. Das würde mich weder unbillig noch gleichgiltiger gegen Dich machen. Aber das verdiente ich doch wohl in einem solchen Falle, daß Du mir das sagtest, daß Du mich nicht durch den Schein eines Vertrauens täuschtest, welches ich

nicht besäße, daß Du mich nicht stillschweigend belögest. Wie meinst Du?

Adieu, Günderödchen. Schreibe mir.

Dein Freund
Savigny.

Nachschrift.

Ueber meinem Eifer habe ich versäumt, Dir etwas auf Deinen Brief zu sagen, was ich nun noch nachholen muß. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich diese Stimmung erfreut hat, und um so mehr, je weniger ich sie erwartet hatte. Gott gebe dieser Ruhe Dauer! und wenn sie auch nicht ganz ununterbrochen sollte fortwähren können, so ist es schon sehr glücklich, daß Du sie schon jetzt hast haben können. Daß Creuzer diese Deine Gesinnung mit ähnlicher Ruhe aufnehmen wird, daran habe ich sehr Ursache zu zweifeln, aber, selbst um Deiner Liebe willen! sei Du ihm Führer und Beispiel. Du mußt fühlen, daß für ihn wie für Dich nur in dieser Stimmung Glück und Heil liegen kann, und wer wollte nicht über alles wünschen, dem Heil zu bringen, den er über alles liebt? Vor allem aber sei gegen Dich selbst auf Deiner Hut, daß nicht falsche Götter Dich abwendig machen vom wahren Gottesdienst.

*

Marburg, 19. März 1806.

Liebes Günderödchen!

Wie ungegründet der Vorwurf ist, daß ich ohne persönlichen Anteil an Dir und Deinem Schicksal in jener Sache gehandelt und gesprochen hätte, davon könnte ich sehr entscheidende Beweise geben, wenn Du mir es nicht auf mein Wort glauben wolltest.

Ich will es Dir ehrlich sagen, warum ich Dir nicht wieder schrieb. Dein voriger Brief kam mir nach der herzlichen Aufrichtigkeit des meinigen außerordentlich kalt und zutrauungslos vor. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß Du in jener Sache mancherlei Dinge sehr sorgfältig vor mir zu verbergen gesucht hattest. Aus dem allem schloß ich, ich sei Dir mit meiner Einmischung in jene Sache beschwerlich gewesen, und ich erschien mir, Dir gegenüber, wie ein ungebetener Gast. Das war die Ursache, warum ich Dir nicht mehr schrieb. Wenn ich in dieser Ursache irrte, so will ich mich mit Freuden der schöneren Wahrheit ergeben. Du irrst gewiß, wenn Du glaubst, ich könne an Dir keinen warmen, herzlichen, persönlichen Anteil nehmen. Zu Ende April gehen wir weg. Lebe wohl und schreibe mir.

Dein Freund
Savigny.

Die in den Briefen erwähnten Personen bedürfen keiner weiteren Erklärung. Frau von Rabenau (Seite 17) war eine Tante Karolinens, von der in den sonst mir zugänglichen Quellen nicht weiter die Rede ist. Minchen (Seite 17) ist gewiß die oben mehrfach genannte Schwester Karolinens. Georg Brentano ist ein älterer Bruder der Kunigunde, geboren 12. März 1775; seine Frau Marie spielte im Brentanoschen Kreise keine große Rolle. Aus einem der mir vorliegenden Briefe entnehme ich die Notiz, daß Gundel mit diesem Ehepaar eine Reise in die Schweiz machte und dabei sich sehr unglücklich fühlte. Sie beklagte sich über Georgs prosaische Natur, der alles wissen wollte, nur um damit zu glänzen, aber keine Genußfreudigkeit an den Schönheiten empfand, die er zu schauen bekam. Klödchen (Klaudine Seite 18) ist wohl die noch mehrfach zu erwähnende Klaudine Piautaz. Die drei kleinen Briefe aus Trages (Seite 32—36) habe ich ins Jahr 1804 verlegt, weil sie deutlich verraten, daß sie aus der ersten Zeit der Ehe stammen. Diese Datirung ist allerdings nur für den Fall richtig, daß Savigny nicht unmittelbar nach der Hochzeit seine große Reise antrat; da er aber erst am 2. Dezember 1804 in Paris eintraf und vorher nur in kleinen deutschen Städten Studien machte, kann man dafür ganz wohl die vier Monate August bis November einschließlich in Anschlag bringen. Im April 1806, also unmittelbar nach unserem letzten Briefe,

trat Savigny den zweiten Teil seiner großen Reise an, die ihn nach Süddeutschland und Wien führte.

Ob alle Briefe Savignys vorhanden sind, vermag ich nicht zu sagen. Zwar kommt in der „Günderode“ Seite 364 ff. die Stelle vor: „Savigny hat mir selbst geschrieben, thue mir doch den Gefallen und schicke mir gelegentlich die Uebersetzungen ins Französische, von denen er mir gesagt und sie mir versprochen hat,“ eine Stelle, die auf einen bisher unbekannten Brief Savignys hinweisen würde. Aber in dem einzigen echten Brief der Günderrode an Bettine, der bisher veröffentlicht worden ist (Deutsche Rundschau 1892, August, Seite 268) steht die eben angeführte Stelle ohne die Vorbemerkung: „Savigny hat mir selbst geschrieben“, so daß man recht wohl annehmen kann, daß diese Mitteilung und dieses Versprechen Savignys der Karoline mündlich, nicht schriftlich gemacht worden sei; in einem der unten folgenden Briefe wird Clemens geradezu als Ueberbringer dieser Nachricht genannt.

Die Briefe Savignys sind für die Erkenntnis seiner Frühzeit, seines inneren Lebens überhaupt, von dem man aus jener Zeit nicht viel weiß, von hohem Wert. Savigny, der ernste, strenge Gelehrte, der, nach einem glücklichen Ausdrucke von Clemens, „die Saat seiner großen Zukunft unter einer Schneedecke von Verschlossenheit überwinterte“, erscheint hier durchaus offen und zu=

traulich, humoristisch, in Kleinigkeiten sich ergehend, gern bereit, in die Mühen und Sorgen der Freundin sich zu vertiefen. Man wird bei der leichten Entzündlichkeit der Romantiker nicht eben gleich von einem „Verhältnis“ sprechen und den schnellen Uebergang von „Fräulein“ zu „Gunderödchen“, von dieser Bezeichnung zu „Freund“, endlich vom „Sie“ zum „Du“ anstößig finden wollen. So viel wird klar, daß Savigny sich zu dem begabten, schönen, eigenartigen Mädchen hingezogen fühlte und daß er diese Neigung in vertraulich neckischer, in würdig ernster Weise zum Ausdruck brachte.

Savigny beschäftigte sich in seinen Briefen nur mit der Frau, nicht mit der Dichterin. Von der letzteren scheint er wenig gewußt oder nicht viel gehalten zu haben. Die Gefühle der Frau, ihren Gemütszustand, ihr Hin- und Herschwanken zwischen Ruhe und Leidenschaft suchte er zu analysiren. Von Literarischem redete er so gut wie gar nicht. Eine Ausnahme machte das Urteil über Schiller. Während, wie man aus der obigen Stelle (Seite 38) schließen muß, Karoline Geschmack an Schillerschen Werken fand — auch eine unten Seite 174 anzuführende Stelle weist darauf hin — gehörte Savigny wie die Romantiker überhaupt zu Schillers Gegnern.

Aehnlich urteilte ja auch Savignys Schwager Clemens, der seine Schwester („Frühlingskranz“ Seite 67) wegen

der „Pein“ bedauert, die ihr Schillers „Aesthetische Briefe“ gemacht haben, „sie sind für eine kindliche Seele etwas hölzern“, und der in einem Briefe an Arnim „Die Braut von Messina“ ein „erbärmliches Machwerk“ nannte, „langweilig, bizarr und lächerlich durch und durch“, ganz ebenso wie sein Korrespondent Arnim Schillers „Tell“ als „unendlich unwürdig Tells und Schillers“ zu charakterisiren wagte und meinte, „ich fühle, daß in mir ein besserer Tell sich nach Himmelsluft sehnt.“ An einer andern, gleichfalls einzigen Stelle (Seite 24) geht Savigny auf das ein, was er die republikanische Gesinnung der Freundin nennt. Sicher ist, daß Karoline im Gegensatz zu ihrer sehr napoleonisch gesinnten Umgebung den Kaiser als Tyrann betrachtete, und daher nicht in die ihm in Frankfurt und anderwärts zuströmende Begeisterung einstimmte.

Nur einmal (Seite 39) wird in diesen Briefen der Name des Mannes genannt, der für Karolinens Schicksal verhängnisvoll werden sollte, der Name des Philologen Creuzer. Aber ehe von ihm die Rede sein und das zusammengestellt werden kann, was etwa Neues über dieses Verhältnis aus den Briefen zu entnehmen ist, sind, um den Kreis zu zeichnen, in dem Karoline lebte, ihre übrigen Korrespondenten zu erwähnen und deren Briefe mitzuteilen.

Von dem Kreise junger Mädchen und junger verheirateter Frauen, in dem Karoline gesellschaftlich verkehrte, wissen wir nicht allzu viel. Unter ihren Freundinnen ist jedenfalls Lisette von Mettingh, ziemlich gleichaltrig mit Karoline, die 1804 den Botaniker Nees von Esenbeck heiratete, der damals teils in Frankfurt, teils auf dem Landgute Sickershausen bei Würzburg wohnte, die wichtigste. Sie und ihre Schwester Susanne von Haiden, auch Lotte Servière (gestorben 1862), die uns später noch begegnen werden, werden gelegentlich von Bettinen, zum Teil auch als ihre Freundinnen, zum Teil als solche, auf die sie eifersüchtig war, genannt („Günderode" Seite 20, 152, 196, 209). Lisette war offenbar eine hochgebildete, fast gelehrte Frau; sie trieb besonders viel Sprachen, übersetzte manches aus dem Italienischen, ließ sich durch ihren Mann in die Naturwissenschaften einführen und bezeigte in allen diesen Arbeiten einen unermüdlichen Eifer. Mit ihrem Gatten lebte sie in glücklichster Ehe. Ihre Leidenschaft, die Liebe zu ihm wird vielleicht am besten durch folgende Stelle in einem Briefe an Karoline bezeugt:

„Ich liebe Nees unaussprechlich und täglich finde ich die Heiligkeit seines Gemütes mit frömmerem Sinn . . . Nees ist so unaussprechlich groß und herrlich, daß seine Nähe wie die der Sonne versengt oder neue Blüten

entfaltet ... Die Wiege meines Geliebten, das Schloß Reichenberg mit seinen originalen Gebirgsmassen, jeden kleinen Fleck, der durch eine Erinnerung der Kindheit teuer war, habe ich besucht und es wurde mir recht heilig zu Mut und ich hätte vor Nees hinknieen mögen ... Ich liebe ihn so unaussprechlich, Karoline, und diese Liebe macht er mir zum beständigen Vorwurf; sie sei nur auf Täuschung gegründet und ich würde spät oder früh mein ganzes schönes Gebäude zusammensinken sehen; ich solle mich beizeiten überzeugen und lieber ganz von ihm trennen, da er doch immer schwach und krank sei."

Noch ein Stück aus einem andern Briefe derselben, Frankfurt, 5. April 1804, sei hier angeführt, weil es besser als ausführliche Schilderungen in den Kreis und in die Gesinnungen einführt, in denen Karoline lebte. Es lautet:

„Immer noch hier, lieb Günderödchen, immer noch zu meinem und Deinem Verdruß in Frankfurt, bald wird aber, wie ich hoffe, die Stunde der Erlösung schlagen. — Die langweiligen Geschichten dauern immer noch fort und wenn Du es niemand erzählen willst, so muß ich Dir nur sagen, daß wir in Sickershausen noch gar nicht aufgeboten sind, wenn Du also bald kommst, triffst Du uns noch hier an. Ich wollte, Du wärest hier, liebe Line, dies könnte mir meinen hiesigen

Aufenthalt sehr versüßen, aber es kann nicht sein und ich höre auf, mich in vergeblichen Wünschen zu verzehren. Ich bewahre Dich treu in meinem Herzen, wie ich Dich immer geliebt, Dein Andenken erregt mir keine Trauer, sondern ein frohes, inniges Gefühl; ich bilde Dich aus in meiner Seele und lebe doch mit Dir, wenn auch schon viele Stunden und Berge und Wälder zwischen uns liegen. Laß auch mich so in Deinem Geiste wohnen und mache nicht die Trennung dadurch noch schärfer, daß Du sie zu sehr als Trennung behandelst. Sage mir nicht, daß ich Dich entbehren könne, weil ich Ersatz für die Freundschaft in der Liebe gefunden. Es ist nicht so, das weißt Du. Du hast noch keinen Augenblick aufgehört, mir so wert zu sein, als damals, wie ich noch außer Dir gar nichts besaß. Nur der Unterschied ist zwischen uns, daß ich jetzt vollkommen befriedigt bin und mein ganzes Herz reich ist an Liebe und das Deinige noch sucht und sehnt. Was Freundschaft Dir gewähren kann, biete ich Dir und Nees mit treuem Herzen und mir ist auch, als wenn Du doch nirgends anders so zu Hause sein könntest als im Andenken an uns. Was Liebe Dir vielleicht geben wird, erwarte! Es ist mir sehr wohl in meinem neuen Leben, Lina! Ich thue eigentlich gar nichts, was

man so gemeiniglich thun heißt, auch nicht einmal sehr viel Kluges wird gesprochen und doch ist es eigentlich das Bad des Lebensweines, der Glanz des Jugendscheines, der mich umgibt und durchdringt. Es ist seltsam, daß ich so gar nicht zum Bewußtsein meines Zustandes komme. Was ich eigentlich an Nees liebe, weiß ich nicht — selten besinne ich mich darauf, welch ein tiefer Denker, welch ein origineller, genialer Geist er überhaupt ist, am meisten ergreift mich noch seine Poesie, sein unbefangener, kindlicher Sinn, die unschuldige Naivetät seines Gemütes; im ganzen kann ich ihn jedoch niemals trennen, ich liebe sein ganzes ungeteiltes Wesen, gerade wie er so ist, zur Reflexion über ihn und meine Liebe gelange ich gar nicht; ich mag sie auch nicht, ich empfinde ihn und die Liebe und mich und diese heilige Dreieinigkeit ist ewig ungeteilt. Ich bin ein Kind geworden, Lina, und wenn Du die heilige Kindlichkeit verstehst im Gemüte, so wirst Du Dich recht wohl bei uns fühlen, wenn Du bald, bald mit uns vereinigt wirst.

Du hast meinen Klausner nicht erraten, und so kann ich ihn Dir auch nicht erklären, recht verstehen kannst Du ihn auch jetzt nicht, vielleicht erst nach Jahren, vielleicht niemals. Worte sagen hier

gar nichts. Betrachte ihn als eine kleine Erzählung; wenn Du übrigens noch grübeln willst, so halte Dich an die Grabschrift."

Die letzte Stelle bedarf einer kurzen Erklärung. Bei den Briefen der Lisette nämlich hat sich eine Geschichte „Von dem armen Klausner" erhalten, die die Freundin, die zugleich selbst Verfasserin war, in einem früheren Briefe an Karoline überschickte. Damals bemerkte sie, sie habe, nachdem sie die Geschichte niedergeschrieben, unendlich geweint; ihr Mann „beinahe auch"; er aber habe, „weil er durchaus nicht ertragen konnte, daß es so schloß", die Schlußcanzone hinzugefügt. Die Geschichte selbst, die uns in die echteste Romantik hineinführt, auch „die blaue Blume" erwähnt, kann in diesem Zusammenhange nicht entbehrt werden, obwohl sie zur Charakteristik Karolinens nichts beiträgt. Aber sie zeigt vortrefflich die Stimmungen, die in diesem Kreise vorhanden waren und denen auch Karoline ihren starken Tribut zu bringen hatte, wenn auch ihr Anteil wohl nicht so stark war wie der der Freundin. Die Geschichte lautet so:

Geschichte von dem armen Klausner.

Es war einmal ein armer Klausner, der ein still und frommes Leben führte: seine Wohnung war eine tiefe Höhle, die rings von hohen Bergen

umgeben war, dazwischen anmutige Thäler lagen. Ein einzig großer Karfunkelstein beleuchtete die Höhle und erregte an den Wänden, die wie der Boden und die Decke rings mit Purpur bekleidet waren, einen sonderbaren, tiefglühenden Schein. Hier wohnte der Klausner von undenklicher Zeit her und er konnte sich nicht besinnen, wie er eigentlich hier herein gekommen sei. Seine Beschäftigung war ein ewiges sinniges Betrachten seiner selbst und niemals sehnte er sich nach einem Wesen außer sich.

An der einen Wand der Höhle hing das Bild der heiligen Jungfrau, welches einen milchweißen Glanz von sich gab und den Klausner immer so heilig und still ansah, daß diesem das Herz oft zerspringen wollte vor übergroßer Inbrunst und Liebe. Vor der Jungfrau blühte eine Blume von himmelblauer Farbe, die von so unbeschreiblicher Klarheit war, daß, wenn man sie eine Zeit lang betrachtete, die Formen der Blume sich verloren und nur ein unendliches blaues Lichtmeer die Blicke ganz in sich einsaugte und verschlang. Die Blume und das Bild liebte der Klausner nun ganz wunderbar innig, denn es war ihm, als sei er die Blume und auch das Bild und sie beide wiederum er. Oft sang er zu seiner Harfe ganz tiefe und ge=

heimnisvolle Lieder und alsdann dehnte sich die Höhle aus und der Karfunkel blitzte hellere Strahlen und sie drangen durch den Purpur und die Höhle und der Berg sprühte dann ganz dunkelglühende Funken. Als das Licht und das Leben nun einst diese Funken gewahrte, da empfand es eine große Liebe zu ihnen und es ward eine unendliche Sehnsucht in ihm rege, die Strahlen zu umarmen und das purpurne Licht zu küssen. Darum drang es den Funken nach, wo sie hersprühten und kam bis an die Höhle des Klausners. Aber der Klausner wollte sie nicht einlassen und flehte innig und mit süßen Tönen; aber die Süßigkeit der Töne und die Blitze des Karfunkels, welche hinaussprühten, entflammten das Leben immer mehr und mehr und es kämpfte immer stärker an gegen die Höhle — da ergriff banges Zagen den armen Klausner, er rang die Hände und kniete nieder und flehte zu dem milchweißen Bilde und küßte die blaue Blume; aber immer stärker ward das Drängen von außen, so daß die Wände begannen zu weichen, und ein tiefer Schmerz drang ein in die Brust des Klausners. Sein Leben schien zerreißen zu wollen, eine unendliche Angst überwältigte ihn, und jedes Andringen gegen die Höhle schien gegen sein eigenes Leben gerichtet zu sein, um es gewalt-

sam abzulösen von ihm. Plötzlich da zersprengte ein gewaltiger Druck die Höhle und das Licht drang ein in die heilige Stätte und ein neues, flutendes Leben. Die blaue Blume zerfiel entblättert in Staub, und das milchweiße Bild war verschwunden und der leuchtende Stein: denn das Licht hatte mit ihm gekämpft und ihn gewaltig bezwungen. Der arme Klausner aber war in bangem, ängstlichem Zagen; ein neues, fremdartiges Leben durchdrang ihn und löste ihn ganz auf in seinen innersten Tiefen. Sein Leben erstarb an dem Leben und Licht, das nicht das seinige war und er loderte auf in zwei kleine purpurne Sternchen.

Grabschrift auf den armen Klausner.

„Der fromme Klausner hat den Tod gefunden.
Es ward die reine Seele
Vom Licht befreiet aus der bangen Höhle,
Daß sie, ein Sternlein, bald im Glanz verschwunden.
Nun muß das Licht, gebunden,
Weil es das keusche Bildnis wollt berühren,
Ein Klausnerleben führen,
Bis es in Fleisch und Blut aus seinen Banden
Im Angesicht des Himmels auferstanden."

*

Es mag manchem modernen Leser bei der Lektüre dieser Novelle, bei der er zwischen dem prosaischen Haupt-

stück und der poetischen Nachschrift kaum einen wesentlichen Unterschied finden wird, wohl so gehen, daß er die Schreiberin in einer Stimmung glaubt, die den praktischen Lebensfragen und einer nüchternen, gesunden Auffassung durchaus abgewandt ist. Dennoch muß Lisette nicht bloß eine sehr gebildete, sondern eine durchaus vernünftig denkende, praktisch kluge Frau gewesen sein.

Unter den an Karoline gerichteten Briefen hat sich ein sehr ausführliches Schreiben — es umfaßt im Original vier Bogen — erhalten, das trotz seiner Länge hier mitgeteilt werden muß, weil es zur Charakteristik des ganzen literarischen Treibens jener Zeit höchst wichtig ist, die volle Angehörigkeit der Schreiberin, nicht der Adressatin, zu den romantischen Kunstanschauungen darthut, aber zugleich ein verständiges Urteil, eine so liebevolle Versenkung in das Wesen der Freundin enthält, daß seine Lektüre uns das Bild dieser merkwürdigen Frau ungemein sympathisch erscheinen läßt.

(Sickershausen den 17. April 1805?).

Nicht um alles wollte ich, daß Du mich falsch verständest, liebe Karoline, und am wenigsten über den Punkt, welchen ich in meinem Brief an die Heyden berührte. Tadel beleidigt Dich nie: wenn er das könnte, würde ich um desto weniger an-

stehen ihn auszusprechen: aber er schmerzt Dich, und sowohl darum, als auch, weil das, was ich über Deine Schriften zu sagen wüßte, mehr den ganzen Ton Deiner Poesie, das Bestreben Deines Geistes überhaupt, als ein einzelnes Produkt desselben betrifft, war ich im voraus schwankend über die Aeußerung meines Urteils, wie es auch über das Drama ausfallen möchte, weil ich am liebsten Dir das alles mündlich, wenn Du diesen Sommer bei mir bist, gesagt hätte. — Verschwiegen würde ich Dir es niemals haben, denn diese eingebildete Schonung Deiner Schwäche wäre der größte Beweis der meinigen gewesen. Glaube nicht, daß ich die Poesie Deines Gemütes verkenne; eben weil ich sie tief empfinde und schätze, wünsche ich ihr eine ihrem Gehalte entsprechende Form, welche nach Maßgabe ihrer eignen Vortrefflichkeit auch das Wesen der Poesie erhöhen würde. Deine Dichtungen erfordern tiefes, oft widerholtes, nach allen Richtungen verbreitetes Studium der romantischen Poesie, um nicht ungewiß und schwankend, ihr eigenes Ziel verlierend, und an eigner Sehnsucht vergehend, im unendlichen Raume zu zerflattern. Während dieses Studiums würdest Du vorzüglich Deinem eigenen Geiste Zügel anlegen müssen, daß er nicht unruhig und früh gesättigt den gewohnten

Weg der Produktion wandelte, ehe und bevor er der kräftigen Nahrung genug eingenommen. Dein poetischer Trieb müßte noch erst die Lehrjahre der Kunst durchlaufen, ehe ihm das Meistersängerrecht zuerteilt würde.

Ich weiß es, Dich bewog eine ungegründete Furcht in Nachahmung zu verfallen, keine vorzüglichen Dichter zu lesen, oder Du wünschest doch zum wenigsten jede poetische Ansicht der Dinge, welche Dir der Dichter hier zum erstenmale eröffnete, wieder vergessen zu können, um sie später einmal aus Dir selbst zu produziren. Was dachtest Du Dir eigentlich hierbei? Glaubst Du, daß ein wahrhaft origineller Geist überhaupt und in allen Teilen des organischen Ganzen, in diesem Ganzen also selbst, oder nur in einzelnen Gliedern desselben, originell sein werde? und daß er also auch jede von außen gegebene Idee (wenn anders ein solches G e b e n überhaupt etwas anders ist als E r w e c k e n) auf eine ihm a l l e i n zukommende Art in sich aufnehmen und zu seinem Eigentum ausbilden werde. Lernen ist nicht kopiren, wenn die Poesie, nächst dem, daß sie das innere Wesen aller Künste ausmacht, noch insbesondere ihre Sphäre in der Sprache hat, so muß auch die Art, wie sie sich in dieser Sphäre bewegt, zur Kunst

gebildet werden. Die Sprache muß poetisch sein, wie der Gedanke, der sich in ihr ausdrückt, daß beide sich zur poetischen Kunst identifiziren. Darf ich Dich bei dem Ausdrucke in Deinem Briefe, daß Du Dich zuweilen erschöpft fühltest, an Deine Abneigung gegen das Studium der Dichter, aus Furcht, in Nachahmung zu verfallen, erinnern und bei obenerwähntem Erfordernis der Sprachbildung, an Deine, Abneigung nicht sowohl, als geringe Kenntnis der Grundgesetze der Sprache? Sieh, das ist es, was ich meine und was Deine unbestimmte Sehnsucht, die Du durch Bekanntmachung Deiner Werke zu befriedigen glaubtest, eigentlich wollte; nämlich Studium. Ueber den Druck sind meine Meinungen vielleicht etwas strenge; mir dünkt, niemand sollte etwas dem Drucke übergeben, was nicht irgend eine Lücke, so klein sie auch sei, in der Literatur ausfüllte; wenn Du dieser Aeußerung die Ausdehnung gibst, deren sie fähig ist, so wirst Du finden, daß sie alles Vortreffliche umfaßt. Ueberhaupt, ist es denn wichtiger, poetische Werke hervor zu bringen, oder die Poesie in sich aufzunehmen? Nur in so fern, als das erstere letzteres voraussetzt, darf und kann es auch eigentlich nur bestehen, wenn wir alle mittelmäßige Produktionen ausschließen; dann sind es Ein-

gebungen der Kunst selbst, wovon das Genie überströmt, und es wird alle Motive der Kunst in Bewegung gesetzt haben, ehe es sich dessen bewußt und absichtsvoll wird. Aber es wird es doch, und das Studium lehrt uns diese hohe, bewußtvolle Zweckmäßigkeit in den absichtslos scheinenden Zügen zu bemerken. Sage ja nicht, beste Karoline, daß Du Deine Grenzen in der Kunst fühltest, oder sage es wenigstens so, wie Du es sagen darfst. Mag es sein, daß Du jetzo die Grenzen Deiner produktiven Kraft fühlst, glücklich ist es, wenn Du die Grenzen Deiner Produktionen genau unterscheiden kannst, aber die Grenzen Deiner Empfänglichkeit für Poesie, Deiner Fähigkeit, die Kunst Deinem Gemüte anzueignen und zu verschmelzen, poetisch zu sein, ohne deshalb Dichterin zu sein, diese Grenzen kannst Du nicht fühlen, weil Deine Tendenz bisher eine andere war; und woher kennst Du die Grenzen, die auch Deiner Produktivität gesetzt sind, wenn erst einmal Dein Geist diese vielseitige Empfänglichkeit und Aneignung der Poesie, der romantischen vorzüglich, erhalten hat? Das erste Mittel, das Du hierzu anwenden wirst müssen, ist ein negatives, nämlich das gänzliche Ausschließen alles Mittelmäßigen aus Deiner Lektüre. Weit besser ist es, gar nichts

Belletristisches lesen und hören, als solche Zwitter, die nicht schlecht genug sind, um sie ganz verbannen zu wollen, und die man aus Gefälligkeit tolerirt. Hier möchte ich mit A. W. Schlegel wünschen, daß lieber gar keine Buchdruckerkunst erfunden worden wäre, um nicht dem Pöbel so Thor und Thür geöffnet zu sehen, und nur Standespersonen und Edlen den Zugang zu erlauben. Wage es, liebste Lina, und biete den Frankfurter literarischen Zirkeln Trotz und erkläre Dich frei gegen alles was nicht frei ist, und der Leibeigenschaft zugesellt werden muß. Von allen deutschen Dichtern dürftest Du in diesem Geiste keinen lesen als Tieck, die beiden Schlegel, Goethe und Novalis. Aus der Lektüre aller ihrer Schriften wird Dir der Geist und die Meinung sowohl ihres Strebens insbesondere, als auch ihres gegenseitigen Standpunktes hervorgehen. Besonders richte einmal Deine Aufmerksamkeit auf Friedrich Schlegel, gegen den Du, wenn ich mich recht erinnere, immer noch ein kleines Vorurteil hast, und den ich, statt daß ich wohl sonst geneigt war, ihn für einen etwas frivolen Schriftsteller zu halten, jetzo als einen wahren Verkündiger des Evangeliums und einen Märtyrer der Wahrheit mit echter Verehrung betrachte. Suche doch seine Schrift: „Lessings Ge-

danken und Meinungen", zu bekommen und seine „Europa", wovon vier Hefte erschienen sind. So vortrefflich nun auch ohne Zweifel die Schriften dieser Männer sind, um romantischen Sinn zu erwecken und auszubilden, so sind sie doch weder das einzige, noch das beste, was Dir zu diesem Zwecke nützlich wäre, und Du müßtest höher hinauf in das wahre Land romantischer Poesie, in das Mittelalter, und insbesondere der südlichen Sprachen. Ob ich gleich hier nicht mein eignes Urteil zu Grunde legen kann, so ist doch teils das wenige, was ich bis jetzt von den Dichtern dieser Zeiten kenne, teils auch und vorzüglich ihre Prüfung und Würdigung von unsern wahren Dichtern, deren Bestrebung ja nur die ist, uns zu dem reinen Auffassen jener großen Meister zu bilden, hinreichend mich zu überzeugen, daß wir dort oder nirgends unsre poetische Kunstbildung suchen müssen. Und dieses zwar, indem wir die Dichter in der Ursprache zu verstehen suchen. Wie viel Uebersetzungen haben wir eigentlich. Tiecks Uebersetzung des „Don Quijote", einige Bruchstücke von A. W. Schlegel in den „Blumensträußen", seine drei Stücke von den Hundert des Calderon, deren weiterer Fortsetzung das Publikum schon Schranken gesetzt hat — dies wäre, nebst den beiden Helden-

gedichten, die Gries übersetzte, alles aus jenem unendlich reichen Vorrate; die englische Poesie etwa ausgenommen, die Schlegel durch Shakespeare so ziemlich ausgekauft hätte. Was uns aber überhaupt Uebersetzungen, auch die besten, zu liefern im stande sind, das fühlt man erst, wenn man die Sonne dieser Planeten selbst entdeckt; hier erst lernen wir verstehen, was die Sprache in der Poesie sein kann, und was eigentlich eine musikalische Poesie sei, denn hier ist es, wo sich die innere Harmonie der Kunst mit dem Leben auch äußerlich darstellt, und wo, wie durch Begleitung eines musikalischen Instrumentes, die mannigfachsten Töne sich verschlingen und ordnen und so zu einem harmonischen Ganzen verbinden, daß es nicht schwer sein dürfte, sie in Accorde aufzulösen und diese in einen, den Gesetzen der Tonkunst gemäßen Satz zu bringen. Versuche es einmal, liebste Karoline, und lerne italienisch oder spanisch (ersteres würde Dir wahrscheinlich weniger Schwierigkeiten machen). Nees glaubt Dir versichern zu können, daß die Schwäche Deiner Augen sowohl als auch die grauen Punkte nicht verstärkt werden durch einen nur freilich nicht übermäßig anstrengenden Gebrauch Deiner Augen; kaufe Dir Fernows italienische Grammatik und lese täglich eine halbe

Stunde darin; Dom Dechant oder Fichard kann Dir leicht die Aussprache lehren; — zu schreiben brauchst Du gar nichts. Wenn Du nur eine Woche lang in der Grammatik gelesen hast, dann lese einen Prosaiker, der ja auch recht groß gedruckt sein kann, und schlage die Worte im Dictionnaire auf; dies alles greift die Augen gar nicht viel an, denn wenn der Satz ein bischen verwickelt ist, so mußt Du lange dabei verweilen, um ihn zu konstruiren, und Du brauchst also nicht so viele Worte weder im Dictionnaire zu suchen, noch auch überhaupt zu lesen. Ich habe, weil ich gleich mit Boccaz anfing, in der ersten Stunde nicht mehr als sechs Zeilen gelesen, und gestern las ich eine ganze Novelle von sechzehn Seiten ohne ein Wort suchen zu müssen. Versuch es nur einmal; bedenke, welch ein Genuß es für Dich sein würde, die herrlichen Italiener zu lesen, welches Dich, so wie Du nur einmal die Grammatik inne hast, viel weniger angreifen würde als deutsche Lektüre, weil Du bei jedem Satz länger verweilen müßtest.

Noch eine Bedingung, auf den Weg des ewigen Lebens der Kunst zu gelangen, ist, obgleich eine äußerliche, doch auch von Wichtigkeit: Du mußt Dir nämlich mehr Bücher kaufen. So manches, was Du lesen solltest, kannst Du nicht geliehen

bekommen, oder wenn Du es auch bekommst, kannst Du es nicht wiederholt und so in der Ordnung lesen, wie es das Studium eines Schriftstellers eigentlich erfordert. Du bekommst manche Bücher geschenkt, aber nicht immer sind es solche, wenn Du nicht gerade bestimmtes Verlangen darnach äußertest, die Du eigentlich brauchst. Du wirst mir einwenden, daß Dein Geld nicht zureiche, aber ich kann Dir antworten, daß es wohl zureichen muß, wenn Du es an etwas anderm abbrechen willst. Verschwendet hast Du nie, das weiß ich, aber wenn Du die Wichtigkeit betrachtest, die diese Epoche für Dein Gemüt hat, und die wirklich nicht kleine Stelle, die eine eigne Bibliothek derjenigen Schriftsteller, die Du eigentlich studiren, und also immer und immer wieder lesen mußt, in Deiner Kunstbildung einnimmt, so wirst Du leicht manche Punkte von minderer Wichtigkeit (gerne möchte ich sagen, keinen einzigen, der ihm nur zu vergleichen wäre) in Deinem Rechnungsbuche über Deine Ausgaben finden. Lasse Dich überhaupt nicht mehr, ich bitte Dich, in sogenannte Wohlthätigkeits-anstalten ein; wirklichem Elende helft ihr doch nicht ab, denn dies liegt ganz außer eurem Kreise; und gerade Weiber wie die Fichard werden am ersten betrogen, weil das Elend doch im ganzen

ein gewisses elegantsentimentales Aussehen haben muß, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Uebrigens findet sich für eine Mildthätigkeit der Art überall Beisteuer, weil man eher jedes andre Schlimme auf sich kommen läßt, als eine Gabe für die Armen versagt zu haben. Das mußt Du freilich auch überwinden können.

Ich habe Dir nun vollständig auseinander gesetzt, was ich über die Thätigkeit Deines Geistes denke, und es würde mich freuen, wenn ich dadurch etwas beitragen könnte, seine Tendenz, die sich Dir nur dunkel anzeigt, aufzudecken und zu bestimmen. Wenn Du die Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen, nur für wahr erkennst, mögen sie Dir dann immerhin etwas schwierig erscheinen; ist es doch das Höchste, was sie fordern! Sei mutig, liebe Lina; wohl ist ein Leben ohne Liebe unvollständig und arm, aber vermagst Du Deine Zukunft zu ergründen? In ihr liegt die Ergänzung Deines Daseins verborgen. Ich liebe Dich sehr, meine beste Karoline, und frohe Tage sollen nur die sein, so Du bei mir zubringst!

Ich wüßte wohl mehrere italienische Bücher, die ich gerne von Dom Dechant geliehen hätte; ich will Dir also überhaupt diejenigen aufzeichnen, die

ich zu haben wünschte, und ihm nachher überlassen, welche er mir gerade leihen will oder kann, dies aber, wo möglich, immer, daß ich einen Poeten und Prosaiker zugleich erhalte. Von ersteren den Rolando furioso des Ariost, den Petrarca oder den Dante (diesen wünschte ich nun freilich noch nicht sogleich zu lesen) und von Prosa: wo möglich noch etwas von Boccaccio, oder die Geschichtsbücher des Macchiavell. — Das befreite Jerusalem haben wir, auch den Metastasio könnte ich hier bekommen, wenn ich ihn wünschte. Darf ich denn die übersandten Bücher wirklich als Geschenke betrachten?

Warum willst Du mir doch den Mohammed nicht schicken? Ich bitte Dich darum, hauptsächlich der beigefügten Gedichte wegen. Nees glaubt nicht, daß Deine Brustschmerzen bedeutend seien; er bittet Dich, nur nicht sehr gekrümmt zu sitzen, und bei mäßiger Bewegung doch Tanz und dergleichen zu vermeiden, welches Du ja ohnehin thust. Er grüßt Dich herzlich.

Lisette.

Lebe glücklich, liebes Mädchen, und komme gewiß.

Die in dem Briefe erwähnten Schriften von Schlegel, die Uebersetzungen von Gries, gemeint sind die aus Bojardo und Ariost, A. W. Schlegels Uebertragungen

aus Shakespeare, sind bekannt genug und bedürfen keines Eingehens. Von den erwähnten Persönlichkeiten ist Fichard (Seite 61), genannt Baur von Eiseneck, so nach dem Namen seiner vornehmen und reichen Frau, geboren 1774, ein bekannter Historiker, der seit 1798 nur seinen geschichtlichen Studien lebte, die er freilich erst ein Jahrzehnt später zu veröffentlichen begann. Der Domdechant (Seite 61, 63) ist ganz offenbar Dumeiz, den schon Goethe bei der Schilderung seiner Knabenzeit erwähnt, der dem Laroche'schen Kreise vertraut war und später dem Brentanoschen Kreise nahe gestanden haben muß. (Neuestens hat H. Heidenheimer im Goethe-Jahrbuch Band XV., Seite 282 ff. über ihn gehandelt.) Er muß freilich damals schon hoch betagt gewesen sein, da er bereits 1761 als Kanonikus erscheint. Von dem Domdechanten ist noch in anderen Briefen Lisettens die Rede. Einmal schreibt sie: „Sage mir doch, wie der Domdechant auf meine italienischen Studien zu sprechen ist,“ und ein anderes Mal: „Ich will mir eine ganze Stunde von ihm erzählen lassen, wenn er nach dem letzten Glockenschlag wieder fortzugehen verspricht.“

Der große Brief der Lisette mußte aber noch aus dem Grunde mitgeteilt werden, weil er Karoline als Schriftstellerin würdigt. An dieser Schriftstellerei war das Neessche Ehepaar nicht ganz unbeteiligt. Während die Gattin allgemeine gute Ratschläge über Schrift-

stellerwesen und Ausbildung gab, ging der Gatte mehr auf das einzelne ein, gab der Freundin grammatische Ratschläge und philologische Bemerkungen. Einer seiner Briefe und zwar der über den „Mahomet“, in dem Nees ausführlich seinen Rat begründete, jenes Werkchen „dramatisches Fragment“, nicht „Drama“ zu nennen, ist handschriftlich erhalten, schien mir indessen zur Mitteilung nicht geeignet. Von einem andern werde hier ein großes Bruchstück mitgeteilt, das uns einen guten Einblick in die vielseitige Lektüre gewährt, die Karoline wählte. Ihre Beschäftigung mit Schelling ist schon von Bettina angedeutet; wie eindringend sie war, geht aus dem folgenden Briefe hervor:

2. Juli 1804.

„Ich freue mich herzlich, daß Sie Schellings Schriften lesen. Sie werden Ihnen sehr wohlthun, wenn Schellings Denkweise einmal in Ihnen lebendig geworden ist. Ich schätze diese Philosophie wo möglich noch höher als Werkzeug oder Organ denn als System des Wissens selbst. Sie gibt uns die zweite Seite des Sinnes und diesem dadurch sich selbst zum Objekt. So gesellt sich zu jedem Objekt das Element der Freiheit und die Kunst wird wieder Organ der Philosophie, nachdem sie durch diese zum höheren Verständnis über sich selbst gekommen ist. Glauben Sie mit der Mytho-

logie im reinen zu sein, so lesen Sie Schellings ‚Bruno oder Ueber das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge‘ und mitunter im Plato, bis Ihnen sehr warm wird. Wollen Sie noch tiefer, so biete ich Ihnen das erste und zweite Heft des neuen Journals für spekulative Physik von Schelling an, das die Grundlage seines ganzen Systems enthält und sie so deutlich als möglich entwickelt. Der höchste Punkt ist dann die Darstellung seines Systems im zweiten Hefte des zweiten Bandes der alten Zeitschrift.

„Ueber Naturphilosophie werden Sie Schelling gut aus seinen Ideen, aus der Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie und aus dem Aufsatz über die Elemente der höheren Physik im ersten Bande der alten Zeitschrift für spekulative Physik verstehen. Gelegentlich sollten Sie auch einmal Steffens Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde lesen, wenn Sie in der Chemie fest sind.

„Getrauen Sie sich aber auch wohl, die kritischen Schriften Schlegels so recht in einem Zuge zehnmal hinter einander zu lesen? Wir haben jetzt wieder Shakespeare vorgenommen, doch treibt mich seit einiger Zeit meine Phantasie immer südlicher. Vielleicht ist es ein Zeichen von Krankheit, so eine

Art von Epidemie, oder steht mit dem Schwanken der Erdachse in Verbindung. Ich möchte den Calderon in der Sprache der Samojeden übersetzt sehen oder Dante ins Englische. Die Franzosen waren aber doch zu sehr mitten im Tadeln, überhaupt scheint mir die Phantasie der großen Nation im Westen auf dem Sand sitzen geblieben zu sein, während ihre Kultur und Sinnlichkeit längs der Bahn des goldenen Sonnengottes durch die mitternächtliche Seite den heimatlichen Osten aufsucht; ich weiß nur nicht recht, welche von beiden Parteien Bonaparte erwählt hat."

Aber Nees, der selbst ein fleißiger Schriftsteller war, war für Karoline mehr als ein bloßer Ratgeber und verschaffte ihr, was ihr das Wichtigste war, da sie nicht mit ihrem Autornamen heraustreten wollte, einen Verleger. So erschien unter dem Schriftstellernamen Tian 1804 eine Sammlung „Gedichte und Phantasien," die lyrisch-epische Dichtungen und einige Prosastücke enthielt. Der Mahomet erschien zusammen mit anderen Dramen unter dem Titel „Poetische Fragmente", Frankfurt 1806. Außer diesen beiden Bändchen wurden in den von Creuzer und Daub herausgegebenen „Studien", Heidelberg 1806, Band I zwei Dramen „Udohla" und „Magie und Schicksal" von Karoline veröffentlicht.

Die Dichtungen der Karoline bieten teils Eigenes, teils Angeeignetes. Zu dem letzteren gehörten Ossianische Nachklänge, die eigentlich in dieser Zeit als seltsame Nachzügler erscheinen. Unter den Gedichten ersterer Art ist die dialogische Form besonders beliebt, ein Gedicht gibt sich als Teil eines Romans, ein anderes als Stück einer dramatischen Dichtung zu erkennen; unter die eigentlich lyrischen sind Dichtungen epischen Charakters zerstreut. Die Sprache der Gedichte ist oft recht ansprechend und einfach, doch kommt auch manches Unklare und Schwülstige vor, die Reime sind vielfach rein und gewandt, die metrische Behandlung geschickt, doch begegnen daneben ganz absonderlich unreine Reime und metrische Härten, die nach dem sonstigen Wohlklang doppelt unangenehm berühren. Ein rechtes System in der Anordnung der Gedichte — man hat neuerdings eine chronologische festzustellen gesucht — läßt sich nicht erkennen. Nirgends werden die flüchtigen Gegenstände des Tages, nirgends die Politik behandelt, Religiöses wird nur gestreift.

Das Heimatsgefühl der Dichterin, ihre Freude an der Natur gibt sich gelegentlich zu erkennen, aber eigentliche Naturschilderungen werden selten versucht, mehr die Wirkung der Natur auf das Gemüt dargethan. Einmal verweisen die Erdgeister, wie J. Minor (Goethe-Jahrbuch X, 224) feinsinnig ausgeführt hat, „den

Wanderer, der (wie Faust zu den Müttern) in die Tiefe gestiegen ist, um die Natur in ihrem Werden zu belauschen, auf seine eigene Seele; auch dort sei eine Werkstatt der Natur."

Selbst die Freundschaft, die doch der Sängerin hohes Lebensgut war, fand in ihrer Poesie keine Verklärung. Umsomehr wußte sie, deren Leben Verlangen nach Liebe und Leid durch Liebe war, von der Liebe zu sprechen. Aehnlich wie ihr Geschick sind die Töne, die sie anschlägt, dumpf und trübe, nicht hell und klingend. Wohl vermag sie die Süßigkeit des Kusses zu besingen und die Seligkeit des Genusses zu preisen, aber da, wo dies hauptsächlich geschieht, in einer eigenartigen, man kann fast sagen, männlich kräftigen Behandlung des Don Juan-Stoffes, mischt sie die Süßigkeit mit der Bitternis und schließt mit dem Tode, mit der Ermordung des allzu glücklichen Frauenbesiegers. Mehr aber als Freude und Genuß der Liebe schildert sie die Pein, die selbst glückliche Liebe zu erregen weiß. Hier mag wenigstens eine Probe Gesinnung und Fähigkeit der Dichterin beweisen, das nach meinem Urteil schönste Lied der ganzen Sammlung, ein Lied übrigens, das später, wohl ungerechterweise, von Helmine von Chezy als ihr Eigentum in Anspruch genommen wurde.

Ist alles stumm und leer.

Ist alles stumm und leer,
Nichts macht mir Freude mehr;
Düfte, sie düften nicht,
Lüfte, sie lüften nicht,
Mein Herz so schwer!

Ist alles öd' und hin,
Bange mein Geist und Sinn;
Wollte, nicht weiß ich was,
Jagt mich ohn' Unterlaß —
Wüßt' ich wohin? —

Ein Bild von Meisterhand
Hat mir den Sinn gebannt.
Seit ich das Holde sah,
Ist's fern und ewig nah
Mir anverwandt. —

Ein Klang im Herzen ruht,
Der noch erfüllt den Mut
Wie Flötenhauch ein Wort,
Tönet noch leise fort,
Stillt Thränenflut.

Frühlinges Blumen treu,
Kommen zurück aufs neu;
Nicht so der Liebe Glück!
Ach, es kommt nicht zurück,
Schön, doch nicht treu.

Kann Lieb' so unlieb sein,
Von mir so fern, was mein? —

Kann Lust so schmerzlich sein,
Untreu so herzlich sein? —
O Wonn', o Pein!

Phönix der Lieblichkeit,
Dich trägt dein Fittich weit
Hin zu der Sonne Strahl —
Ach, was ist dir zumal
Mein einsam Leid?

Aber das Liebebedürfnis war so stark in ihr, daß es sich nicht durch die trübe Lebensauffassung verscheuchen und durch traurige Erfahrungen bannen ließ. Eine gewisse Unbeständigkeit wird von ihr angeraten, „die Liebe wandert, wenn sie nicht vergeht." Den mannigfachen Mahnungen, das Leben zu genießen, nicht in schwächender Wollust, sondern den Tag und die Stunde zu benützen und ihrer Gaben sich zu freuen, entspricht das Wort: „Betrog'ner Liebe Schmerz soll nicht unsterblich sein."

Aber Liebe ist ihr nicht das Einzige und nicht das Höchste; nach Schönheit und Wahrheit steht ihr heißes Verlangen. Trotz dieses Verlangens jedoch muß sie sich bescheiden, weil das Ewige nicht für die Menschen ist. Daher predigen ihre Gedichte Entsagung, vergeblich ringt sie mit aller Kraft gegen die Allmacht der Vergessenheit, völlige Klarheit werde auch den Weisesten nicht zu teil und das Wissen der meisten bestehe darin,

der Vergänglichkeit sich bewußt zu werden. Ihr eigenes Glaubensbekenntnis mögen die Worte sein, mit denen in einem ihrer schönsten Gedichte „Wandel und Treue" Narciß sich von Violetta hinwegreißt:

„Drum laß mich, wie mich der Moment geboren.
In ew'gen Kreisen drehen sich die Horen,
Die Sterne wandeln ohne festen Stand;
Der Bach enteilt der Quelle, kehrt nicht wieder,
Der Strom des Lebens woget auf und nieder
Und reißet mich in seinen Wirbeln fort.
Sieh alles Leben! es ist kein Bestehen,
Es ist ein ew'ges Wandern, Kommen, Gehen,
Lebend'ger Wandel. Buntes, reges Streben!
O Strom! in dich ergießt sich all mein Leben!
Dir stürz' ich zu! vergesse Land und Port!"

Bei dieser Lebensauffassung war die Poesie für sie das einzig Tröstende, nur durch sie gewann für sie das Leben einen Reiz. Diese heilige Bedeutung der Poesie drückte sie in den schönen Versen „An Clemens" aus, mit denen die Sammlung der Gedichte (1857) anhebt.

An Clemens.

Die Hirten lagen auf der Erde
Und schlummerten um Mitternacht,
Da kam mit freundlicher Geberde
Ein Engel in der Himmelspracht.

Mit Sonnenglanz war er umgeben,
Und zu den Hirten neigt er sich,

Er sprach: „Geboren ist das Leben,
Euch offenbart der Himmel sich.“ —

Auch ich lag träumend auf der Erde,
Ihr dunkler Geist war schwer auf mir,
Da trat mit freundlicher Geberde
Die heil'ge Poesie zu mir.

In ihrem Glanz warst du verkläret,
Vertrauet mit der Geisterwelt,
Den Becher hattest du geleeret,
Der dich zu ihrem Chor gesellt.

Dein Lied war eine Strahlenkrone,
Die sich um deine Stirne wand,
Die Töne eine Lebenssonne,
Erleuchtend der Verheißung Land.

Der Liebe Reich hab' ich gesehen
In deiner Dichtung Abendrot;
Wie Moses auf des Berges Höhen,
Als ihm der Herr zu schaun gebot.

Er sah das Ziel der Erdenwaller
Und mochte fürder nichts mehr sehn.
Wohin, wohin soll ich noch wallen,
Da ich das Heilige gesehn?

So bedeutsam die lyrischen Dichtungen und einzelne Prosastücke Karolinens sind, welche letztere sich von den lyrischen eigentlich nur durch die äußere Form unterscheiden, so unbedeutend sind ihre dramatischen. Ihre Dramen entbehren des echten dramatischen Lebens; die

Dichterin denkt nicht an die wirkliche Bühne und empfängt weder Anregung noch Beeinflussung von lebenskräftigen Vorbildern. Bemerkenswert ist höchstens, daß sie ihre Vorwürfe nicht kleinlichen Gegenständen des Tages entnimmt, sondern großen, gewaltigen Thaten; sie geht in alte, fast fabelhafte Zeiten zurück, sie wendet sich zu ausländischen Völkern, zum Beispiel den Hunnen, Mongolen, Indern und wählt bedeutende Persönlichkeiten wie Mohammed. Nur bei dem der letzteren Persönlichkeit gewidmeten Drama, ihrem einzigen in Prosa geschriebenen, freilich mit vielfach unter die Prosastücke gemischten Chorgesängen, die eine fast kindliche Unbekanntschaft mit dem Wesen des Chorlieds verraten, handelt es sich nicht oder nur vorübergehend um Liebe, sondern um das Wirken des Propheten. Sonst ist in ihren Dramen beständig von Liebe die Rede. Zweimal sogar wird von verbrecherischer Geschwisterliebe gehandelt: das einemal in „Udohla" löst sich die Sache friedlich, indem der Sultan erkennt, daß seine Geliebte Nerissa, die er für seine Schwester hielt, aber nach dem Hindugesetz, dem er sich für diesen Fall gern unterwirft, zur Gemahlin zu erheben kein Bedenken trägt, nicht seine Blutsverwandte, sondern die Tochter eines von ihm zum Tode verurteilten Verschwörers ist, die daher aus diesem Grunde nicht die seine werden kann; das anderemal stößt die Schwester den Bruder — beide Geschwister

wissen freilich nichts von ihrer Blutsverwandtschaft — zurück, da sie seine Liebe nicht erwidern kann, und das Ganze endet mit allgemeinem Schrecken und Mord. Denn das für die Dichterin Kennzeichnende ist eben, daß ihre Liebesstücke ausschließlich Liebestragödien sind, in denen entweder der Stand oder die Verhältnisse dem Liebespaar eine Vereinigung unmöglich machen, oder die Leidenschaft einseitig meist nur von dem Manne genährt, von dem Mädchen aber nicht geteilt wird. Dennoch bleiben alle diese Schilderungen, unwirklich wie sie sind, eindruckslos. Man glaubt nicht recht an die Echtheit des Gefühls. Selbst Mahomet, ihr ausgearbeitetstes Werk, das übrigens nicht in Akte, sondern in Zeiträume eingeteilt ist, ein Werk, bei dem man spürt, daß die Dichterin mit ihrer ganzen Seele dabei war, übt keine rechte Wirkung. Es ist eine Reihe von Bildern, denen man fleißiges Studium und gewissenhafte Lektüre anmerkt, aber der Prophet erscheint darin wie ein öder Deklamator. Seine Unterredungen mit Omar und anderen gemahnen fast an briefliche Unterhaltungen Karolinens mit ihren andersdenkenden Freunden und Freundinnen. Daß auch hier ein Liebesabenteuer eingeflickt ist, in dem der Prophet am Anfang sich nicht eben sehr groß und zum Schluß, wo es freilich zu spät ist, sehr edelmütig zeigt, macht diese seltsame Kriegs- und Prophetentragödie, in der das ganze

ereignisvolle Leben des Religionsstifters geschildert werden soll, nicht genußreicher.

Zwei Rezensionen ihrer ersten poetischen Versuche wurden Karolinen sicher bekannt: die eine in der Jen. A. L.-Ztg. 1804 Nr. 163 findet sich in einer Abschrift in ihren Papieren.

Nees von Esenbeck, der sie ihr vielleicht besorgte, war eifriger Mitarbeiter an der genannten Zeitschrift. Seine meist über naturphilosophische Schriften handelnden Rezensionen schienen Goethe, dem damaligen spiritus rector, nur etwas lang, sonst dünkte ihm Nees ein brauchbarer und vorzüglicher Mitarbeiter, ja er schien Goethe, der ihn nach Jena wünschte, „eine von den gründenden Naturen, die wir jetzt so nötig brauchen". Vielleicht aber war diese Rezension nicht nur von Nees mitgeteilt, sondern von ihm geschrieben. Am 22. April 1804 nämlich sendete Eichstädt, der wirkliche Redakteur der Zeitschrift (Briefw. ed. W. von Biedermann 1872, S. 87), an Goethe „Brief und Rezensionen von Nees von Esenbeck nebst dazu gehörigen Gedichten" und am 28. April anwortete dieser: „Diese Gedichte sind wirklich eine seltsame Erscheinung und die Rezension brauchbar." Dies könnte sich ganz wohl auf Tians Gedichte beziehen. Die Rezension selbst, **l. unterzeichnet, hob einzelne Proben aus, tadelte die vielen Druckfehler des Bändchens, auffallende Reim-

härten, „rauhe Wortfügung der Verse“, bezeichnete die Gedichte als zunächst für einen kleinen Kreis, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und charakterisirte die Sammlung folgendermaßen: „Die wichtigsten Probleme der Vernunft, wie sie ein männlich weiser Sinn in einem zartfühlenden weiblichen Busen auffaßt, und, von einer warmen Phantasie unterstützt, in lebendigen Bildern und mit harmonischen Tönen auszusprechen — sie nicht zu lösen, sondern zu objektiviren und sich mit Erhebung und Begeisterung in ihnen anzuschauen versucht, berühren und umschlingen sich in derselben unter mannigfaltigen Formen, die sämtlich mit rhapsodischer Kürze auf eine höhere sie verknüpfende Einheit in dem harmonisch gebildeten Geiste der Verfasserin hinzuweisen scheinen, aus welchem sie, zerstreut und absichtslos, Kinder eines Augenblicks, worin sich dem allezeit offenen Blick das Universum mit überraschender Klarheit enthüllte, hervorgegangen sind.“

Für das Aufsehen, das die Dichtungen machten, pricht aber ein merkwürdiger Umstand. Kaum ein Jahr nach der ersten Rezension lag der Redaktion der L.-Ztg. eine zweite vor. Goethe schickte diese an Eichstädt (2. Juli 1805, Briefwechsel S. 130). Zum Druck gelangte sie aber nicht. Erst zwei Jahre später (13. Juni 1807) wurde das zweite Buch rezensirt, mit einem Hinweis auf den Tod der Dichterin. Die

Rezension besteht im wesentlichen in einer Wiedergabe des Neesschen Briefes über den Mahomet*) und in dem Hinweis, daß die Dichterin, infolge ihres kurzen Lebens und ihrer Anlage, nicht das werden konnte, was sie werden wollte und zu sein versprach.

Die zweite Rezension über die „Gedichte und Phantasien" erschien im „Freymüthigen". Ueber sie schrieb Lisette: „Armes Günderödchen, unter Kotzebues Kritik zu fallen ist hart. Ich vermute stark, daß es ein Frankfurter eingesendet. Kotzebue ist ein Schild, unter welchem sich alle Tollheiten und alle Abgeschmacktheiten unserer Zeit sammeln. Wie beträgt man sich in Hinsicht seiner Autorschaft gegen Dich? Ich fürchte die Gemeinheit meiner Vaterstadt."

Weit stärker noch als Lisette drückte sich Clemens in einer unten (Seite 92) folgenden Briefstelle aus, die hier nicht mitgeteilt werden kann, da sie sich nicht gut aus dem Zusammenhang reißen läßt.

Die Besprechung („Der Freymüthige" 1804, 15. Mai Nr. 97) führt die Ueberschrift „Literarischer Beytrag aus Frankfurt am Mayn", ist unterzeichnet E. und lautet in ihren wesentlichen Sätzen so: „Unter den still verhallenden Tönen mögen manche zarte, reine, das Gemüt

*) Dieser Umstand läßt wohl darauf schließen, daß auch diese zweite Recension von Nees herrührt.

innig ansprechende sein, die unter dem Lärmen und Getriebe des gemeinen Lebens nicht laut werden können! — Solche sind es, welche jetzt schüchtern, und doch mit stillem Ernste und ruhig, in Tians Gedichten und Phantasien den Deutschen aufbewahrt werden. — Ein schönes, zartes, weibliches Gemüt offenbart sich darin, und erregt Erwartungen für die Zukunft, wenn es sich nicht in Mystik und Modepoesie verfitzt.

„Eine etwas alberne Anpreisung in einem öffentlichen Blatte, welches ein Fräulein von Günderode als Verfasserin nannte, machte mich aufmerksam auf das Büchelchen, ohne eben sonderliche Erwartungen zu erregen. Ich ließ es mir kommen. Die Lektüre desselben zog mich, in sonderbarem Wechsel, bald an, bald stieß sie mich ab, und doch konnte ich nicht ruhen, bis ich sie ganz vollendet hatte. — Die Anmut und Reinheit der Sprache, manche sehr gelungene Stelle, manche schöne, edle Gefühle und Ideen — (obgleich selten oder nie originelle; mancher hat Reminiszenzen und hält sie für Originalideen!) — lockten freundlich zum Weiterlesen, und erweckten Hoffnungen, welche wieder wankend gemacht wurden, wenn hier und da die Verfasserin ihrem eigenen schönen Gemüte ungetreu wurde, und ihre Ideen hinaufschraubte, oder ihre Sprache verkünstelte; kurz, wenn sie sich beschwerlich in den schimpflichen Fesseln der neuesten Schule bewegte. —

Möchte doch die Verfasserin die Bitte eines ihr unbekannten Freundes hören, der selbst ihr Dasein erst durch ihr Werkchen kennen, aber sie auch innig schätzen lernte, und dem deswegen bangt vor der Knechtschaft, der sie sich ergeben will; möchte sie in Zukunft nur dem Guten und Schönen huldigen, herrlich, frei und fessellos in eigener Schönheit wandeln, und die Schnürbrust wie die Hanswurstenjacke verschmähen. Möge sie sich nie gewaltsam heben, nie in die Tiefen einer finstern Mystik versinken, und lieber in der ihr eigenen Sphäre des innigen Gefühls, der schönen und zarten Darstellung bleiben: sie wird desto reizender dichten, je freier sie es thut. E."

Der nüchterne Leser wird zugeben, daß diese Besprechung nichts enthält, worüber sich die Verfasserin und ihre Freundin hätten zu erbosen brauchen. Wer vor die Oeffentlichkeit tritt, ist genötigt, ihr Urteil anzuhören, wenn er sich diesem auch nicht stumm unterwerfen muß. Das Enthüllen des Namens, als eines offenen Geheimnisses, zumal da es gar nicht von Kotzebue ausging, wird ihm gewiß nicht als Verbrechen angerechnet werden können. Zur Würdigung des Urteils, das hier von Lisette und Clemens über die Rezension gefällt wird, muß man freilich die stark ausgesprochene antiromantische Richtung Kotzebues und seines Blattes bedenken, die ja auch in dieser kurzen

Rezension zum Ausdruck kommt; andererseits das hochgesteigerte Selbstbewußtsein, das bei vielen Romantikern bis zur krankhaften Ueberhebung sich steigerte.

Schon bei der Würdigung von Karolinens Gedichten und eben noch bei der Skizzirung des Eindrucks, den die Kotzebuesche Rezension auf den Freundeskreis machte, wurde der Name Clemens Brentano ausgesprochen. Er nimmt zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Von seinem Verhältnis zu Karoline wußte man bisher nichts weiter, als was in Bettinas schon genanntem schwärmerischem Werke und in ihrem zweiten „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ bekannt geworden ist.

Das Buch „Die Günderode“ setzt einen intimen Verkehr zwischen Clemens und Karoline voraus. Grüße wurden sehr häufig von einem zum andern geschickt, daneben aber ging ein regelmäßiger Briefwechsel einher. Der Inhalt mancher dieser Briefe war Bettina: Clemens suchte die Schwester zum Arbeiten anzuspornen, zum Dichten anzuregen. Karoline, die diese Anstrengungen, wenigstens soweit sie auf den Fleiß des jungen Mädchens hinzielten, unterstützte, war ihrerseits bestrebt, das

innige Verhältnis der beiden Geschwister zu stärken und reger zu machen, statt es zu stören. Außer um Schwester und Freundin handelt es sich aber, soweit von Inhalt und Ton der Briefe berichtet wird, hauptsächlich um eine jener erhabenen Verbindungen zwischen Mann und Weib, in denen das Vollkommenerwerden beider angestrebt wird. Ein Zeugnis dafür sind zum Beispiel die Worte Karolinens an Clemens (von Bettina angeführt, Seite 84): „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den vortrefflichsten hinzu zu treten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden.“ Gelegentlich äußerte Karoline, daß sie Clemens seinen Unmut und seine Laune vorwerfen wolle. Häufig machten beide einander Mitteilungen über das eigene Wesen und Fühlen. Clemens äußerte sich begeistert über das Dichtertalent der Freundin, das er sehr schätzte. „Du selber seist reges poetisches Licht und Du drängest tief ins Gehör, der Klang Deiner Gedichte sei Geistesmusik,“ läßt Bettina einmal den Bruder sagen.

Trotz dieser Seelenverbindung und der begeisterten Innigkeit beider für einander erkennt man aus dem, was Bettina mitteilt, eine Art Furcht, die Karoline vor

Clemens hat. Bettina schreibt einmal: „Du sagst, Du kannst ihm nicht in die Augen sehen, weil er einen verzehrenden Blick habe.“ Daher muß Bettina gelegentlich die Vermittlerin spielen: „Erziehe Dir ihn doch, wie Du ihn haben willst, wie Du fühlst, daß er sein müßte, um Dich nicht zu kränken“, und Karoline antwortete ruhig, die Möglichkeit einer solchen Erziehung in Abrede stellend und an dem Bruder der Freundin besonders tadelnd, „daß er seine hohen Anlagen all vergeude.“ Aber die folgenden Stellen sind für das Verhältnis vielleicht am charakteristischsten, wichtig und notwendig für das Verständnis der unten abgedruckten Briefe: Karoline schreibt einmal („Die Günderode“, Seite 340 ff.): „Clemens hat mir geschrieben. Wie ein böser Traum sind mir manche bittere und trübe Erinnerungen von ihm vorübergegangen, sein Brief hat mich betrübt, weil er mir die verworrenen Schmerzen seines Gemüts deutlich und doch wieder dunkel darstellt; auch wenn ich ihn nie gesehen hätte, würde mich dieser kalte Lebensüberdruß tief und schmerzlich bewegen. Er stellt sich so an den Rand der Jugend, als habe sie ihn ausgestoßen, wie mich das schmerzt, wollt' er es doch anders sein lassen, lieber die vergangene Zeit zurückrufen und fortleben ewig frisch, jung und träumerisch, wie er es gewiß könnte . . . Sein Beifall an meinen Gedichten erfreut mich, und mehr

wird es keiner." Außerdem einige Stellen („Die Günderode", Seite 363 ff.): „Du sagst, Du liebst den Clemens, der Idee nach kann ich ihm auch herzlich gut sein, allein sein wirkliches Leben scheint mir so entfernt von demjenigen, das ich ihm dieser Idee nach zumute, daß es mir immer ein wahres Aergernis ist . . . Es ist nur der Wille, mich selbst besser zu ihm zu stellen, und alles, was sich immer durch seine Briefe aufs neue zwischen uns drängt, zu überwinden, warum ich wünsche, daß Du ihn nicht versäumst . . . Hier hast Du seinen Brief an mich; was er von Dir sagt, ist so aufrichtig, natürlich, innig, aber das andere ist um so wunderlicher, daß es mir ganz seltsam vorkam. Ich bestrebe mich immer, wenn ich an ihn schreibe, sehr faßlich zu sein und ganz wahr, allein es ist, als müsse gerade dies dazu dienen, die verkehrtesten Ansichten bei ihm über mich hervor zu bringen. Es war mir, als ich den Brief gelesen hatte und ist mir noch so, als ob er gar nicht für mich geschrieben sei . . . Ich bin überhaupt nie weiter gekommen als seine Augenblicke ein wenig zu verstehen, von dieser Augenblicke Zusammenhang und Grundton weiß ich gar nichts. Es kommt mir oft vor als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange einer dieser Seelen gut zu sein, so geht sie fort, und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überrascht anstarre, und die

statt jener befreundeten, mich nicht zum besten behandelt, ich möchte wohl diese Seelen zu zergliedern und zu ordnen suchen."

Der Verkehr zwischen Clemens und der Günderode wird auch in Bettinas zweitem Buche vielfach berührt.

In einer sehr bemerkenswerten Stelle (Seite 132) schrieb Clemens: „Sollte die Günderode Dir einen sehr wunderbaren Brief von mir zeigen, so verwundere Dich nicht, ich bin begierig was sie darauf spricht." Es wäre nicht undenkbar, daß mit dieser Aeußerung einer der unten folgenden Briefe gemeint ist: Clemens forderte seinerseits Briefe (Seite 107 ff.) von der Günderode, die etwa an Offenheit des Ausdrucks und an Deutlichkeit der Gesinnung der seinigen entsprachen. Daher war er über die zurückhaltende Sprache und die dementsprechende Sinnesweise seiner Korrespondentin nicht sonderlich erbaut. So mag die Stelle in einem Briefe von Clemens (Seite 212) verstanden werden: „Grüße die Günderode, sage, daß ich schreiben würde, aber ihre Antworten sind nicht auffordernd, nicht erschließend, sondern vielmehr abschließend. Weiß Gott, warum wir alle aus dem Paradies des Vertrauens herausgeworfen sind und keiner findet irgend einen Schleichweg dahin zurück."

Von diesen Briefen Karolinens ist bisher nichts bekannt geworden, vielleicht auch nicht viel erhalten.

Eine Aeußerung der Günderode, die sich in dem gedruckten Buch der Bettina über die Günderode, soweit ich sehen kann, nicht findet, ist recht merkwürdig, wenn auch nicht eben sehr wahrscheinlich. Bettina läßt die Günderode schreiben (Clem. Frühl, S. 270): „Wer liebt den Clemens nicht? so wie er einem entgegentritt; wer durchschaut alle Menschen, wer geht so tief in dem Auffinden ihrer Innerlichkeit, und was könnte man ihm sagen, was er nicht schärfer und wahrer angefaßt hätte! Alle Menschen berührt kaum sein Hauch und sie athmen, als wenn sie aufblühen wollten in edlere Begriffe und schönere Handlungen.“ In einer andern Stelle, einer Unterredung zwischen der Günderode mit Bettina über Clemens' Wesen (S. 161), erscheint dagegen Bettina als die Enthusiastischere, als die alles im Wesen des Bruders Erhebende, Vergötternde, während auf seiten Karolinens das Kühlere, Reflektirende vorwiegt.

Bei dieser recht unvollkommenen Kenntnis des persönlichen Verhältnisses zwischen Karoline und dem von ihr so hochgepriesenen Dichter müssen die nachfolgenden Briefe doppelt willkommen sein. Andererseits ist es in diesem Fall ganz besonders schlimm, daß wir auf einseitige Quellen angewiesen sind, denn die Briefe der Karoline an Clemens sind, außer einem vgl. unten, wenn sie überhaupt vorhanden sind, für mich nicht erreichbar. Denn

schon nach den eben beigebrachten Notizen, noch mehr aber aus einzelnen Aeußerungen der gleich folgenden Briefe selbst ist ganz gewiß, daß ursprünglich viel mehr Briefe von Clemens existirten als die wenigen, die ich vorlegen kann. Durch welchen Zufall gerade sie aus einem größeren Bestande gerettet worden sind, vermag ich nicht zu sagen. Immerhin ist schon ihre Erhaltung ungemein erfreulich, denn sie sind überaus charakteristisch: der erste Brief als Vorläufer einer großen Auseinandersetzung, der zweite als ein wunderbares Bekenntnis von Clemens' Auffassung der Schriftstellerei, seines großen, allerdings auf hervorragende Leistungen begründeten Selbstbewußtseins und seiner tiefeindringenden Wertschätzung der poetischen Begabung der Freundin. Diesem hochbedeutenden Denkmal, das sich würdig den geistvollsten deutschen Briefen an die Seite setzen darf, folgt dann eine verwirrte, dunkle, in halbtoller Sprache ausgeführte Unterredung zwischen Vater und Mutter, nämlich den Briefen von Clemens und der Karoline selbst, bis dann Clemens' wollüstige, gewaltsam sinnliche Natur im vierten Brief zum Ausdruck kommt. Es ist kaum zu fassen, daß ein verheirateter Mann, der im Besitz einer angebeteten Frau sich glücklich fühlte, einen derartigen Brief an ein junges, unbescholtenes Mädchen, das zugleich die innigste Freundin der eigenen Schwester war, zu schreiben wagte. Andererseits ist es leicht begreiflich,

daß Karoline, über dieses Schreiben verletzt, den Briefwechsel abbrach, so daß das Empfehlungsschreiben, das in unserer kleinen Sammlung am Schlusse der Clemensschen Briefe steht, nur der Nachzügler einer ehedem lebhaften Korrespondenz gewesen sein mag. Die Briefe, bei denen ebenso wie bei den Briefen Savignys moderne Orthographie und Interpunktion durchgeführt wurden, eine Durchführung, die bei der großen Willkür, mit der Clemens schrieb, größere Schwierigkeiten bereitete, mögen nun selbst für sich sprechen.

(Ende Mai 1804.)

Unsere Uebereinkunft der Unmitteilbarkeit unserer Briefe an andere, bleibe feststehend, und zwar damit ich meine Worte, die immer die Verräter meines Gemütes gewesen sind, nur in Ihren treuen und liebevollen Händen wisse, die mir dieselben wieder ausliefert, und mir gerne Arznei und Lebensmittel mit ihnen zurücksenden mag, ohne öffentlich über meine Wunden zu predigen, oder sie mir ableugnen zu wollen. Bettine hat mir geschrieben, mein Brief habe Ihnen ein Vergnügen gewährt; dies wäre schon hinreichend gewesen, mich zu einem zweiten Briefe zu bewegen, wenn Ihre jungfräuliche, strenge und liebevolle Antwort mich nicht selbst dazu verpflichtet hätte. Wie liebens-

würdig müssen Ihre Briefe für jene Menschen sein, gegen die Sie sich ganz frei und ohne Störung bewegen, da das, was Sie mir sagen, und wobei doch einiges Mißtrauen die Worte beschränkt haben darf, sich so erquickend liest, und mir einen ruhigen, liebevollen Eindruck gewährt hat. Glauben Sie wohl, liebe Karoline, daß wir recht gute Freunde werden könnten, wenn Ihnen an meiner Neigung zu Ihnen mehr gelegen ist, als an Ihrem Aberglauben, ich sei wankelmütig. O, wäre ich wankelmütig, so könnte ich wo nicht fliegen, doch schaukeln, aber so stehe ich ewig still, und erschrecke, wie ein Aug', das in einer Uhr eingeschlossen ist, jeder Zahn im Rad, der kommt, schien mir Wiedersehen, jedem der geht, habe ich traurig nachgesehen, aber wenn ich fühlte, daß es ein Uhrwerk war, daß alle bloß getrieben sind, daß alle fliehen, da schloß ich das Aug', um zu ruhen, und schwor, ich wollte in mich selbst zurückgehen und Friede haben, bis die Uhr abgelaufen war; da sah ich mich wieder um, gewann Vertrauen, verliebte mich in irgend eine blanke Gestalt, und Stillstehen gab sich mir aus für Treue, allein der Schlüssel schraubte bald die Feder wieder ein, leb wohl Geliebte, Geliebter folge mir, wie soll ich folgen, willst Du Dich drehend mich zerknirschen, mit Blicken folg' ich Dir, mit

Blicken komme ich Dir entgegen. — Anschauen, weinen, blicken, wiedersehen, in Lust, in Schmerz, in frommer Liebe beten, am Himmel schwimmen, in dem Grabe sinnend wurzeln, das ist des Auges Sache, bis es bricht, und wieder wird, was es gewesen, Licht. —

Wenn ich Sie wiedersehe, und Sie halten es der Mühe wert, meine Gesellschaft nicht zu vermeiden, so will ich Ihnen die Geschichte meines Herzens in der Zeit erzählen, in welcher sein Klopfen Sie interessirte; ich kann dies jetzt, da ich es alles erlebt habe, was damals auf mich influirte, jetzt, da ich mit Schmerzen gelernt habe, daß selbst die vortrefflichsten Menschen nur liebenswürdig sind, und daß das Liebenswürdige nicht auch nützlich ist, und daß ein Pflaster selbst ein Gift ist, wo Gift ein Pflaster sein könnte.

Ich habe ein Kind, einen niedlichen schönen Knaben, wenn er nicht schreit, bin ich ihm recht gut, seine große Schönheit gefällt mir besonders, wenn ich gleich eine Art von beschämter Erbitterung empfinde, daß so ein Kind dem Vater so gar keine Mühe und der Mutter beinahe das Leben kostet. Meine Frau grüßt Sie, sie liebt Sie sehr, und freut sich, Sie zu sehen, wenn wir nach Frankfurt kommen, welches wohl in ohngefähr

vier Wochen sein wird; diese Mutter ist sehr liebenswürdig mit ihrem Kinde, und ihr Eheherr grüßt Sie freundlich und bittet Sie, ihm wieder ein paar Zeilen zu gewähren. Ihr

Clemens.

*

Gestern, liebe Freundin, habe ich Ihnen einen kleinen Brief nach Trages gesendet, ich wußte nicht, daß Sie schon nach Frankfurt zurück seien. Gleich darauf erhielt ich einen Brief von Bettinen, aus dem ich Ihre Rückreise erfahre, und es thut mir leid, daß Sie jenen Brief nun vielleicht später erhalten; ich sende Ihnen daher hier einige Worte, die Sie für die Versäumnis entschädigen mögen, wenn ich wirklich so glücklich bin, daß Ihnen meine Worte Freude machen. Bettine versichert mich das letzte, und ich will ihr gern so lange glauben, als Sie selbst gütig genug sind, ihr nicht zu widersprechen. Ich bin gestern Ihretwegen etwas erschrocken, da mir in der Buchhandlung Kotzebues „Freimütiger" in die Hand fiel, und ich im zehnten Maistück in einem Aufsatz aus Ffrt (Frankfurt) Ihren Namen als Verfasserin des Tians mit breitem läppischem Lobe und eben so gemeiner, sanfter Rüge ausgeplaudert sehe. Ich kenne Sie zu gut, als daß diese Anzeige etwas anderes als Ekel in Ihnen

hervorbringen könnte, denn der Schreiber des Aufsatzes muß ein undelikater Mensch sein, daß er Ihre Namensverschweigung ohne Erlaubnis entweihte, und zwar in einem Blatte, welches jeder Ladenbursche liest, besonders, da er ein Mensch ohne Autorität ist, welches er sein muß, da er ein Schmierer ist, und Ihre Lieder lobt, welche eigentlich nur ein Mensch loben kann, der Sie selbst liebt und Ihre Geschichte kennt, aber er sagt, er kenne Sie nicht. Ueberhaupt bin ich sehr begierig, von Ihnen selbst zu hören, warum Sie sich entschlossen haben, Ihre Lieder drucken zu lassen, und wie Sie die Berührung mit dem Buchhändler vermittelt haben. Das ganze muß eine Epoche in Ihrem Leben sein, Sie können nicht gut zurücktreten. Sie haben die Welt zu Forderungen an Sie berechtigt, und Sie müssen verstummen oder beweisen, daß Sie selbst über der Welt stehen, weil Sie sich erkühnt haben, ihr das Ihrige anzuvertrauen. Traurig werde ich oft, wenn ich einen neuen Schriftsteller auftreten sehe, denn es ist ein Beweis, daß die Menschen keine Freunde mehr haben, und jeder sich an das Publikum wenden muß. Liebe Karoline, wenn ich Ihnen wieder näher komme, sollen Sie mich um eines willen lieb gewinnen; ich werde Ihnen beweisen, daß ich weiß,

wie man schreiben soll und muß, um es mit Ruhe zu können und sich selbst von dem Leser und dem Kritiker rein zu erhalten. Eben deshalb schreibe ich jetzt beinahe gar nicht, weil ich eingesehen habe, wie ich es muß, und noch nicht kann. Ich habe mein Gemüt und meine Seele dahin gebracht, daß ich mich würdig fühle, neben dem Schreibtische und in der Werkstätte jedes großen Künstlers als eine reine verstehende, lehrbegierige Natur zu stehen, und meine Werke sollen, so Gott will, auch auf dem Tische, in der Werkstätte solcher Menschen ruhen dürfen — so ist mein Wille. Sie sollen mir wieder vertrauen lernen, ich will Sie, wenn ich Sie wiedersehe, von der Milde, der Billigkeit, der Bescheidenheit und Würde meiner Gesinnungen überzeugen, das ist mir ein süßer Wunsch, und soll Ihnen ein Gewinn werden, wenn es Ihnen vielleicht gleich jetzt noch keine feste Hoffnung ist. Mit einer herzlichen Freude wollte ich es unternehmen, Ihrer Muße manche würdige Vorschläge zu thun, und Ihnen einen Teil des unendlichen Stoffes abzutreten, der mir täglich zuwächst, ohne daß ich es selbst wagen darf, ihn zu bearbeiten. Ich kann immer noch nicht verstehen, wie Sie Ihr ernsthaftes, poetisches Talent vor mir verbergen konnten; thaten Sie es aus Scheu oder aus geheimer Lieb=

schaft zu diesem Talent? Doch glaube ich, Sie müssen einen eigentümlichen Weg einschlagen, um nicht auf dem Punkte stehen zu bleiben, Sie müssen sich bemühen, von der grauen Reflexion zur bunten, lebendigen Darstellung überzugehen, um sich Ihrer Anlage zu entreißen und zur eigentlichen Macht zu gelangen. Zu dieser Darstellung haben Sie sich am schönsten in Wandel und Treue gewendet, es ist dies Ihr edelstes, leichtestes, bestes Lied. Die Geschichte des Herzogs von Medina ist an vielen Orten sehr schön versifizirt, besonders verraten die Abteilungen und das Ende wirklichen Künstlersinn. Das einzige, was man der ganzen Sammlung Böses vorwerfen könnte, wäre, daß sie zwischen dem Männlichen und Weiblichen schwebt, und hier und da nicht genug Gedichten, sondern sehr gelungen aufgegebenen Exerzitien oder Ausarbeitungen gleicht; dieses erscheint besonders durch einen hie und da hervorblickenden kleinen gelehrten Anstrich, der oft nicht im Gleichgewicht mit dem Ganzen steht, zum Beispiel Worte wie Adept, Apokalyptisch und so weiter als Titel. Es ist nicht gerade, als hätte jemand eine Perrücke auf, der noch jung ist und eigenes schönes Haar hat, es ist auch nicht, als trage Amor als Perrückenmacherjunge eine solche in der Hand, denn Ihre Gedichte sind nicht jung

mit langen Locken, und nicht Liebesgötter, aber es ist als hätte ein moderner Weiser ein paar antike weissagende Tauben gefunden, ihnen die Augen ausgestochen und sie in seine Perrücke gesetzt, denn Ihre Lieder sind lauter tiefsinnige, weissagende Turteltauben. Einige Lieder gleichen Uebersetzungen aus dem Französischen, zum Beispiel Ariadne auf Naxos. Doch Sie werden böse, aber ich weiß auch nichts Böses mehr; schön, vor allem schön leuchtet Ihr großes Talent zur Versifikation hervor, Sie haben einigemal die passendsten Silbenmaße getroffen, und ich wiederhole es Ihnen: vor allem leuchtet Wandel und Treue hervor, es ist ein Gedicht, das des größten Künstlers würdig ist. Ihre Prosa ist klar, gedrängt und bescheiden, und Sie werden in ihr dazu gelangen, daß man einstens fühlen wird, Sie hätten nur sich selbst, und nichts anderes gelesen. Timur ist unter diesen prosaischen Aufsätzen der schönste. — Nun wende ich mich von Ihren Kindern und rede die liebenswürdige Mutter selbst an. Liebe Karoline, hätten keine anderen Menschen zwischen uns gestanden, hätten Sie sich mir ganz erklärt, es würde nie eine tote Epoche in unserer Bekanntschaft gewesen sein! ich habe um unserhalben selbst die Gundel mir verhaßt werden sehen, denn ihre Kuppelei und Gelegenheits-

macherei hat für mich unsere erste damalige Berührung verunadelt, und ihr Jesuitenwesen hat sie nachher erstickt. Aber das letztere danke ich ihr, sie hat etwas sehr Gutes gethan, ohne es zu wollen, denn nun kann ich mich wieder neu und schöner, würdiger mit Ihnen verbinden. Daß dieses mein aufrichtiger, herzlicher Wunsch ist, sollen Sie sehen, wenn wir wieder zusammen kommen; wir wollen dann von der Kunst, unserem Mut und Bemühen zu ihr, unseren Irrtümern und Fortschritten reden, wir wollen uns jene höhere, eigene Welt, in welche wir getreten sind, bevölkern und keiner soll dem andern ein vertrautes Wort, einen ernsten oder scherzhaften Gedanken erlassen. Und können Sie wohl hiezu Mut haben, oder sich gar darauf freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich auch nicht um ein Haar verändert habe, daß ich mir alles bewiesen sehe, was ich dunkel fürchtete, oder worauf ich hoffte, und daß an die Stelle aller meiner Ahndungen, Erfahrungen, und neben diesen wieder eine neue Summe von Ahndungen getreten sind, die ich wieder erfahren werde. Unter diesen Ahndungen nun, die mir oft als heftige Wünsche erscheinen, ist auch die, Ihre Freundschaft und Mitteilung auf längere Zeit und in ungestörterer Weise als einst zu besitzen.

Sophie freut sich nicht weniger, als ich, Sie zu sehen, und ich glaube, Sie werden sie lieben. Sie ist die gesundeste, kräftigste Natur, die ich kenne, und würde manches Stuben- und Stadtwetter von Ihrer Seele ableiten. Eine rechte Freude ist es, zu sehen, wie diese Frau vierzehn Tage nach einer sehr gefährlichen Niederkunft vier Stunden lang die beschwerlichsten Berge mit mir beklettert und mich immer zurückläßt. Meine Frau ist ein tüchtiges Weib, an Leib und Seele gesund, und mehr noch rüstig, gewandt, und bis zur Kunst an beiden gelangt durch Anlage, Lust und Uebung; wenn man sie auf den Kopf stellt, fällt sie immer wieder auf die Füße. Es macht mir oft einen großen Spaß, daß sie bei mir ist, sie ist ein allerliebster Kamerad, wenn sie vergnügt ist. Mein Kind gefällt mir im ganzen sehr wohl; wenn ich es in den Händen habe, habe ich eine große, geschwätzige Freude an ihm; es recht mit allem Apparat zu lieben, wage ich nicht, denn es wäre im stande und packte diese Liebe ein und ginge mit ihr in die andere Welt. Heute nacht noch hat mir geträumt, Goethe sei gestorben und ich habe mich im Schlaf beinahe blind geweint, und ich habe Goethen doch nicht so lieb, als diesen Eulenspiegel. Vorzüglich freue ich mich darauf, mein Kind von

anderen Leuten herzlich geliebt zu sehen; wenn Sie, oder Bettine, oder die Jung eine rechte Liebe zu ihm gewinnen könnten, das könnte mich im Hintergrunde rühren und entzücken. Ich bin nun so, unmittelbar kann ich mich nicht erfreuen, nicht betrüben, ich muß mich gleich mitteilen, oder ich muß mich mitgeteilt sehen. — Dies wäre ein Punkt, von dem sich ein Wörtchen sprechen ließe, aber ich will mich kurz fassen, und nur sagen, daß ich fühle, mit meinem Herzen, meiner Ansicht, und sogar mit allen meinen Manieren zufrieden und glücklich sein, ja alle meine Umgebung erfreuen zu können, wenn diese Umgebung mich herzlich liebt und teilt, wenn sie absichtslos, unverschlossen, und nicht selbstisch ist. Jeden Menschen, der sich durch Andere und Umstände von mir gewendet, werde ich wiederfinden; ich werde Sie wiederfinden, liebe Freundin, meine Frau habe ich wiedergefunden, das sind mir teure und beruhigende Bürgen für die Wahrheit meiner Neigung; alle Menschen, die ich durch sich selbst und durch einander verloren habe, mögen mir verloren bleiben, S. und seine Frau können mir nie wieder nahe kommen; S. hat mich unwillkürlich seit lange mißhandelt, es ist Schicksal, ich ehre unsere Trennung, Gundel aber ist mir durch ihre Natur zuwider, das ist Natur, und unsere Trennung ist mir durch diese heilig.

Bis jetzt weiß ich noch nicht, wo ich meine Heimat finden werde. Ich möchte gerne meinem Vaterlande nah oder auch in meinem Vaterlande wohnen, aber die Teuerung! Alles andere ist in Frankfurt für mich beinahe besser als sonst wo, und auch für Sophien, welche Gesellschaft und Vergnügungen bedarf, denn ihr Element ist Freude, und in der Freude ist sie auch wie ein Kind, und oft wie ein Engel. Wenn ich nach Frankfurt komme, wollen wir alles das überlegen, und Sie sollen ein Ratgeber sein; doch sprechen Sie nichts davon gegen die Meinigen, die ich mehr lieben muß, als es ihnen selbst begreiflich ist, denn diese Leute sind bloß deswegen ruhig, weil sie nicht wissen, wie liebenswürdig sie mit einander sind. Antworten Sie mir doch bald, und grüßen Sie Ihre Schwester von mir, wenn Sie ihr schreiben.

Samstag den 2. Juni 1804.

Ihr Clemens.

Den Brief nach Trages schickte ich den Mittwoch ab.

*

(Heidelberg 1805.)

Ich habe eigentlich immer so viel zu sagen, daß es kaum der Mühe lohnt, zu schreiben, es wird so doch nichts gefördert, und überhaupt ist es die

Frage, ob der, welcher wirken will, nicht gerade derjenige ist, dem es am nötigsten thut. Aufrichtig, liebes Kind, Du hast bis jetzt nichts und alles von mir verstanden, alles, wenn Du mir vertraust, nichts, wenn Du etwas von mir erwartest. Das will ich Dir noch auseinandersetzen in späteren Zeilen dieses Briefs, wenn er mehr Erfahrung und ein ernsteres Ansehen erhalten hat, es sei dann, daß Gott ihm das Ziel seines Lebens in früheren Zeilen stecke. Vor wenigen Minuten war es vier Uhr des Morgens und die Sonne ist soeben aufgegangen, und ich bin aus wunderlichen Träumen von Vorzeit oder Zukunft seit vier Uhr erwacht. Es ist schönes Wetter, der Himmel ist rein, es ist kühl, doch so frisch nicht, daß es mir auch nur eine Thräne auspresse. Ich bin gestern früh zu Bett gegangen, habe sieben Stunden geschlafen, ich bin ein gesundes Kind und das Leben scheint mich begünstigen zu wollen; sieben Stunden ist hinlängliche Zeit, unter dem Mutterherzen der Natur zu reifen. Ach, wie erfreut mich die Sonne, sie dringt so freundlich über den grünen Bergen hervor, und das Thal vor meinem Fenster erwacht in bunten Beleuchtungen — was wird für ein lustiges Spiel auf dieser freudigen Bühne gespielt werden! Unter meiner Aussicht blinken die Dachknöpfe im

jungen Licht wie Kinderrasseln, und über meinem Fenster sitzt ein Vögelein und singt so kindische Lieder; ich höre so gern zu, wie es singt, und möchte auch so singen. Wenn ich groß bin, will ich auch auf den Dachspitzen sitzen und singen, und so im Sonnenschein blinken, und so zarte Blätter haben und so schöne Gestalt, wie die Blumen an meinem Fenster. Ach, wie duften diese Rosen so süß, aber das Vögelein singt doch süßer, ich höre auch keinen Laut von den Blumen, ich rieche das Vögelein gar nicht. Was werde ich sein, so ein Vögelein oder so eine Blume? ach, was werde ich sein?! O falsches Vögelein, da fliegst du fort, in die Höhe steigt dein Lied mit dir, du liebst mich nicht, verstehst mich nicht, du fliegst hin zu der Sonne, die werd' ich besser verstehen, die wird mich auch besser verstehen; ich fliege dir nach, aber dann werden die Blumen nicht mitkönnen, und die Dachknöpfe auch nicht. Wer weiß, ich will es probiren; kommt Blumen, kommt mit in die Höhe! Ach, ihr gebt mir keine Antwort, ihr könnt wohl nicht, oder ihr wollt nicht; ja, ihr bewegt aber auch die grünen Flügel nicht geschwind genug, da weht ein kühler Luftstrom herüber, ihr bewegt die Blätter schneller, ich will euch losmachen, ihr seid angewachsen; da breche ich die Blumen, und sie

bewegen sich gar nicht mehr, ihr seid noch zu schwer, ich rupfe die Blätter aus, die nimmt der Wind mit, aber zur Erde. Ach, wie heiß ist die Sonne, wie hat sie ihre Stelle verändert; mein Vögelein fliegt weit hinaus, über den grünen Berg, wer mag dort sein? Dort können die Blumen vielleicht fliegen. Alles, alles ist anders um mich, um mich bekümmert sich nichts. Wie viel vergebens habe ich nun schon gewollt, es geht alles seinen Gang, und hängt doch zusammen und thut mir doch weh, und liegt so nah und fern um mich und thut mir doch wohl, und die Sonne oben drüber wie herrlich, wie himmlisch, wie einzig! Ach, wie ist es so schön, wie ist es so ewig gegenwärtig, aber mein Vögelein ist verschwunden, meine Blumen sind gerupft; es ist närrisch, ich habe, glaub' ich, nur von ihnen geträumt, denn ich sehe sie ja nicht. O, wehe mir, wie ist das? Da fliegen andere Vögel vorüber, viele, viele, da fliegen Wolken am Himmel hin, und all der Glanz verschwindet, da ist wieder alles vorbei. Vorbei? was ist das, vorbei? Es kann nichts vorbei sein, ich war nie vorbei, o wunderliches, banges Wort Vorbei, dich kann ich nicht begreifen; ach, die Sonne, wird sie wieder kommen, wird es wieder hell werden, wird? Was wird? nichts wird, vorbei, und werden, o

ihr wunderbaren, seltsamen Gedanken, ich denke nur an das Vögelein, das nicht da ist, und, o Himmel, da kommt die Sonne wieder, ach, da ist sie wieder! Was ist das, nun ist sie da, nun frage ich nicht mehr: wird sie wieder kommen? O, alle ihr Dinge, die ich sehe, sagt mir, was ich soll, o du mein Vorbei, sage mir, was ich werden soll; da sinne ich und weiß nicht mehr, ob ich auch ein Vorbei habe, und ein Werden; o große Herzensangst, ich will mich dir zu eigen geben, herrliche göttliche Gegenwart, alles will ich thun, was ich thue, alles lassen, was ich lasse, o du hast mich gefangen genommen, unendliches Leben, und allem gebe ich mein Leben mit, und mein Lieben, was mich anblickt, was mit mir ist, alles bin ich, was ist. Da kömmt Mutter und Vater herein, und sprechen mit einander, und sagen wunderliche, ängstliche Sachen. Die Mutter ist Dein Brief, Günderödchen, und der Vater ist der meinige, den ich vorher schrieb, ich lasse meine Spielsachen liegen und höre ihnen aufmerksam zu. Hast Du gehört, spricht die Mutter, was das Kind für fliegende wechselnde Gespräche führt; es ist Zeit, daß wir es zur Schule anhalten, daß es diese Phantasien um nützlichere Dinge vertausche, ich habe erfahren, wohin solche sorglose Nachlässigkeiten des Denkens

führen. Der Vater: Gut, recht gut, ach Du liebes Weib, Du bist zu ängstlich, wo soll alles das endlich hinaus, fragst Du immer, wo kommt alles das her? — aber da ist es, da — ich habe Dich herzlich lieb, recht lieb und frage nicht woher, wohin, wir sind noch nicht verhungert, ich war viel ärger als dies Kind, viel lebendiger und bin doch Vater geworden; laß das Kind leben, und quäle es nicht mit Pflichten, die es nicht verstehen, die nicht da sind. Sieh, wie ihm der Frühling das Herz anhaucht, wie es lebt, faßt, trennt und verbindet, laß es leben und wolle es nicht brauchen. Wir sind alle von heut, wenn wir leben, morgen sind wir nicht mehr und gestern waren wir nicht. Mutter: Ich fühle nichts bei Deinen Worten, ich denke, Du ängstigst mich, ich kann den Grundton nicht in Dir verstehen, ich begreife nur einzelne Momente Deiner Rede, Deines Wesens. Vater: Einzelne Momente? Gibt es mehr als einzelne Momente, verstehst Du einen Moment, so verstehst Du alles, denn alle Momente gehen nach denselben Gesetzen vor. Ich will Dir sagen, liebes Weib, Du hast etwas einen Narren an der Erbsünde gefressen. Mutter: Das verstehe ich nicht, Du wirst bitter, soeben hatte ich Dir vertraulich zugehört, und wollte Dich lieb-

haben, da entwich eine von den vielen Seelen, die Du hast und mein Vertrauen kehrt nicht wieder zurück, Du hast das Kind vor die Thüre gestoßen. Mann: Kinder sind artig und lieb, ihre Sünden sind Kindereien und ihre Tugenden ebenso, aber Du liebst die Kinder nicht, das hast Du soeben gezeigt, wo ich des Kindes Partei nehmen mußte, Du liebst mich auch nicht und hast mich nie geliebt, denn Du verstehst die unendliche Kinderei nicht, Dein Vertrauen ist kein Kind gewesen, wenigstens kein artiges Kind, es wollte immer etwas werden und sprach oft so altklug, und konnte nicht spielen, und wollte vertrauen und auch nicht vertrauen, und fing dann an sehr zu schreien, und manches zu begehren, was es nicht wollte und es stellte sich an, als wollte es nicht, wozu es doch Lust hatte, solche Kinder gehören vor die Thüre, aber man läßt sie nicht draußen stehen, sondern wenn sie artig sind, kommen sie wieder herein, und sind neu geboren, denn nur der Moment lebt, wenn sie aber brotzen und stehen bleiben wollen, so kann man sie ohne Ekel nicht zwingen, so sind sie gestorben und man ist traurig um sie, bis sie anderwärts wieder aufblühen in anderer Gestalt und das thun sie schon im nächsten Momente. Mutter: Ich werde alle Deine vernünftigen Ratschläge befolgen.

Vater: Ich, o du Gott, ich und Ratschläge, wahrlich der Frühling ist ein göttlicher Ratschlag, ob er vernünftig ist, weiß ich nicht, aber er paßt sehr gut in seine Jahreszeit, der Frühling. Mutter: Du gibst dem Kinde ein böses Beispiel, Du wirst selbst ganz kindisch. Vater: Ich werde, werde in meinem Leben nichts, ich bin des Kindes Vater, und Du Mutter, komm in den Frühling, komm zu unseres gleichen — Hier nahm mich der Vater und spielte Ball mit mir zwischen Himmel und Erde, daß ich wechselnd in schnellen Flügen und Fällen in allen Punkten des Frühlings gegenwärtig war und dazu sang er, wie ich ihm alles wieder erzählen sollte, meine Mutter war dabei immer um das Leben ihres Kindes besorgt. Freilich, sagte er, hast Du Ursache, denn wenn Dein Kind Zutrauen so eigensinniger Natur ist, sich vor der Thür wohl zu befinden und nicht wieder herein zu wollen, so wäre es möglich, daß dieses den Hals breche und auch vor die Thüre müßte, aber sorge nicht, es ist meiner Art und wird es vertragen lernen, ihr Weiber seid nie recht gegenwärtig, ihr habt nie etwas Gutes, so lang ihr immer guter Hoffnung zu bleiben Lusten habt. — Ich war sehr begierig, was meine Mutter antworten würde, sie stand still und rührte sich nicht, und liebte mich

nicht, und sich nicht, und den Vater nicht und den Frühling nicht, sie konnte alles immer so schlecht machen, als sie gerade Lust hatte, um es zweckmäßig zu machen. Da sprach der Vater zu ihr, indem er mich in Frühling trunken und klug in Freuden zu ihren Füßen zwischen die Blumen hinlegte, willst Du dies Kind, oder willst Du das andere vor der Thüre hereinrufen. O Weib, sieh! nicht wie die Städte hinter Dir brennen, werde nicht zur Salzsäule. Sprich, Mütterchen, sagte ich, damit wir nicht scheiden, denn ich laufe dem Vater nach.

(Der Schluß fehlt.)

*

(1805.)

Gute Nacht! Du lieber Engel! Ach, bist Du es, bist Du es nicht, so öffne alle Adern Deines weißen Leibes, daß das heiße, schäumende Blut aus tausend wonnigen Springbrunnen spritze, so will ich Dich sehen und trinken aus den tausend Quellen, trinken, bis ich berauscht bin, und Deinen Tod mit jauchzender Raserei beweinen kann, weinen wieder in Dich all Dein Blut und das meine in Thränen, bis sich Dein Herz wieder hebt und Du mir vertraust, weil das meinige in Deinem Puls

lebt. — O, wenn Du mich kenntest, Du würdest den Mut verlieren, mich zu lieben, den Du nicht fassen kannst, da Du mich nicht kennst. — Ich weiß so unendlich viel, daß es mir das Herz zersprengt, es zu sagen, aber sprechen ist ein langsames Totmartern und lägst Du nur eine Nacht in meinen Armen, so solltest Du Dir meine Liebe an Deinen warmen Brüsten ausbrühen, und Du wüßtest alles, was ich weiß, und brauchtest nicht mehr zu erschrecken, über alles, was ich sagen darf, weil ich will. Wahrhaftig liebes Kind, die Tugend ist zart und man kann nicht mit ihr sprechen, die Jugend soll vom Leben lernen, o Du liebe Jugend, warum darf ich Dich nicht lehren, nicht wahr, Du liebst mich nicht? Ja, das thun die Leute, thue Du es auch, denn Du glaubst wohl auch, was die Leute wissen ist bös und das Geheime gut. Es mag Dir wohl wunderlich werden bei diesen Worten, denn Du magst allerhand, was man nicht soll, o ihr armen lieben zweibeinigen Engel in der Hölle und Du, Günderödchen, im Fräuleinstift, was habe ich euch so lieb, ihr Teufel und ihr Engel, mein Herz ist keine arme Seele. Alles das schreibe ich in einem süßen, drehenden Rausch, die Mondnacht und der Frühling haben sich nicht gescheut, vor meinen Augen das süße

heilige Liebeswerk zu vollbringen und damit das Bewußtsein solcher Wollust nicht verloren gehe, haben sie das Seufzen ihrer Liebe an dem Echo meines Busens gebrochen, und wie sie sich umarmten, verwandelten sie sich in eine goldene, süße, bittere, wollüstige Schlange, die mich mit den lebendigen, drückenden, zuckenden Fesseln ihres Leibes umwand. So saß ich am Berge und sah ins weite Thal, das sich wie ein leichter Berg auf mein Herz warf und da riß ich die Kleider von mir, daß die Umarmung keuscher sei, wie der Blitz schnell und elektrisch, biß mir die goldene Schlange ins Herz, und ringelte wie in gewundener Lust an mir herauf, sie vergiftete mich mit göttlichem Leben und in mir war ein anderes Leben, es zieht mir mit ergebendem Widerstand durch Adern und Mark, und die Schlange zog durch die Wunde nach, und ringelt sich jetzt freudig und liebend um mein Herz, es ist zu viel, was ich habe. Drum beiße ich mir die Adern auf und will Dir es geben, aber Du hättest es thun sollen und saugen müssen. Oeffne Deine Adern nicht, Günderödchen, ich will Dir sie aufbeißen. O ich bin ein arabisches Roß, warum nicht, wenn ich Dich hier hätte und Du solche Hochzeiten feiern sähest neben mir, so sollte Mondnacht und Frühling uns das Echo sein, das

ich ihnen war. (Wenn Du mich nicht verstehst, so schreibe mir es, damit ich nicht mehr schreibe.) Schreibe mir recht vernünftige Briefe, lieber Engel, und wenn Du mich lieben kannst, so thue es, kein Tropfen solchen süßen Weins soll verloren gehen. Ich trinke Deine Gesundheit mit jedem Blick, den ich in den Frühling thue und jeder meiner Gedanken an Dich ist eine Gesundheit, die ich dem Frühling zutrinke. Wenn Du lieb bist, muß ich Dich ja lieben, das ist der Liebe Wesen, mein Wesen und Dein Wesen. Lebe wohl, und habe den Mut, nur darum zu weinen, daß Du nicht bei mir bist im Fleische, sondern nur in Gedanken, denn beide sind eins und nur im Abendmahl genießen wir den Gott, denn alles Wort muß Fleisch werden, auch dies Wort der Liebe.

Clemens Brentano.

Was macht der Brief für eine Wirkung auf Dich, liebes Günderödchen, ich fürchte immer, Du stellst Dich klüger oder dümmer an, als Du bist, sei doch kein Kind, mein Kind, und verstehe zu leben, das heißt, bekümmere Dich nur um Gott.

*

(Ende 1805.)

Herr von Rothe, ein dänischer junger Herr von Stand wünscht Fräulein von Günter-Rothe, eine deutsche junge Herrin von verStand kennen zu lernen.

Liebe Freundin!

Der Ueberbringer dieses Briefs ist so weise, so höflich, so delikat, so gesittet, so gereift, so gelehrt, so reich, so so so wie ich es zu Zeiten zu sein verdiente, ich habe nichts von ihm voraus, als daß ich Sie kenne und verehre, das erste aber nicht immer wert bin und das letzte nicht aus freiem Willen thue, sondern daß ich mich dazu gezwungen fühle, und wenn ich Sie noch einmal mit Augenbrauen von berußtem Kork, wie in Trages sehe, so bin ich verloren, was ich immer in Ihrer Nähe bin, das heißt es bleibt mit und ohne Kork beim Alten. Ich wünsche recht sehr, daß Sie die Briefe zwischen Gleim, Heinse u. Müller herausgegeben von Körte 1806 lesen. Diese herrlichen Briefe sind ein schöneres Bild als Heinses Ardinghello; bitten Sie es sich doch von irgend einem Buchhändler roh aus und lassen es sich vorlesen, denn leider ist das herrliche Buch sündteuer, aber Sie müssen es lesen, Sie müssen mir die Freude machen, daß ich Ihnen diese angenehmen Stunden

verschafft habe. Auch bitte ich Sie, wenn Sie es bekommen können, zu lesen Horribunda, ein Schauspiel, Berlin bei Maurer 1806, es ist sehr kurz, aber das witzigste, gehaltenste und genialste, was ich lange gelesen, der Verfasser heißt Elogius Meier. Arnim läßt Sie grüßen, und fragt Sie nebst mir, ob Sie uns gar nichts für den zweiten Band der Volkslieder verschaffen können, durch Ihre Freunde. — Haben Sie noch keine Gelegenheit gehabt, den Herrn von Fichard wegen seiner alten Gedichte zu erinnern? Wo hält sich Nees jetzt auf, ist er auf dem Land, so möchte ich ihn zum Liedersammeln auffordern! Letzteres melden Sie mir doch, wo nicht, daß Sie mir wohl wollen, liebe, liebe Seele.

Clemens.

Zum Verständnis der vorstehenden Briefe ist folgendes zu bemerken. Clemens hatte sich am 29. November 1803 verheiratet und wohnte mit seiner Frau, der Dichterin Sophie Mereau, in Marburg. Dort wurde ihm schon am 13. Mai 1804 ein Knabe geboren, der, wie auch die späteren Kinder dieser glücklich-unglücklichen Ehe, frühzeitig starb. Von Marburg aus ging Clemens mit seiner Frau nach Frankfurt, um den Seinen Frau und Kind vorzustellen, dann nahm er

seinen Aufenthalt in Heidelberg. Unter den in den Briefen erwähnten Bekannten ist die Jung-Marianne, die später die Gattin Willemers wurde, auch eine der vielen, die Clemens besang, liebte oder wenigstens zu lieben vorgab. S. (Seite 99) ist natürlich Savigny und Gundel seine Frau. Der tiefe Gegensatz, der sich nach und nach zwischen Clemens einerseits und seiner Schwester und seinem Schwager andererseits trotz der früheren Freundschaft herausbildete, war bisher mehr geahnt als wirklich gewußt. Bettina hatte in den von ihr herausgegebenen Briefen diesen Gegensatz verschleiert; für uns lag kein Grund vor, auch selbst die heftigsten Ausdrücke dieses Widerwillens zweier so grundverschiedenen Naturen zu unterdrücken. Das Recht war gewiß auf Savignys Seite und nicht ihn und seine Gattin schändet die heftige und erbitterte Art, in der Clemens über sie urteilte. Die sonst von Clemens genannten Personen sind uns entweder gut bekannt, wie Nees, oder wenigstens schon gelegentlich genannt, wie Fichard (oben Seite 113).

Die Antwort Karolinens auf den Seite 91 ff. mitgeteilten Brief hat sich unter Varnhagens Papieren auf der Berliner königlichen Bibliothek erhalten. Der Brief ist ohne Unterschrift, undatirt und wird durch Varnhagen fälschlich ins Jahr 1802 gesetzt. Er ist mir zur Veröffentlichung von Herrn Dr. E. Jeep mitgeteilt worden,

dem ich für diese und andere vielfache Gefälligkeiten dankbar verpflichtet bin.

Der Brief mag in etwas modernisirter Schreibung hier folgen:

D. 10. Juni 1804.

„Ehe ich zur ernstlichen Beantwortung Ihrer ernstlichen Fragen komme, muß ich Sie recht dringend bitten, mir die fatale Perrücke abzunehmen, die Sie mir aufgezwängt haben, die ich eigentlich nicht trage, weil sie mich sehr beengen würde; also gleich am Eingang meines Briefs, hinweg mit ihr, daß ich mich frei bewegen kann.

„Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, meine Gedichte drucken zu lassen, wollen Sie wissen? Ich habe stets eine dunkle Neigung dazu gehabt, warum? und wozu? frage ich mich selten; ich freute mich sehr, als sich jemand fand, der es übernahm, mich bei dem Buchhändler zu vertreten; leicht und unwissend was ich that, habe ich so die Schranke zerbrochen, die mein innerstes Gemüt von der Welt schied; und noch hab' ich es nicht bereut, denn immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzu zu treten, sie zu grüßen und Gemein-

schaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden.

„Da ich heute sehr aufrichtig gegen Sie sein will, so muß ich Ihnen das noch sagen, daß in mir noch kein eigentliches Verhältnis zu Ihnen ist; wenn es werden kann, so soll mich's freuen, es wird von Ihnen ausgehen müssen; doch wenn es nicht sein könnte, so würde mich das kaum betrüben. Meine Beziehung zu Ihnen ist nicht Freundschaft, nicht Liebe, meine Empfindung bedarf daher keines Verhältnisses, sie gleicht vielmehr dem Interesse, das man an einem Kunstwerk haben kann, aber verworrene, mißverstandene Verhältnisse könnten mir dies Interesse trüben.

„Sagen Sie nicht ferner, mein Wesen sei Reflexion, oder gar, ich sei mißtrauisch, das Mißtrauen ist eine Harpye, die sich gierig über das Göttermal der Begeisterung wirft und es besudelt mit unreiner Erfahrung und gemeiner Klugheit, die ich stets jedem Würdigen gegenüber verschmäht habe.

„Grüßen Sie Ihre Frau freundlichst von mir; auch ich freue mich, sie zu sehen und Ihr Kind, das ich mir gar lieblich vorstelle.

„Mit Ponce da Leon haben Sie mir viel Freude gemacht."

Der Brief, eine köstliche Bestätigung des oben (Seite 82 ff.) über das Verhältnis zwischen Karoline und Clemens Gesagten, um so kostbarer, als es das einzige bisher bekannte ausführlichere Zeugnis ihrer Beziehungen zu dem Brentanoschen Kreise ist, wurde, wie mich Herr Dr. Jeep belehrt hat, von Bettina benützt. Zwei Stellen daraus „Denn immer — auf Erden" und „Sagen Sie nicht — verschmäht habe" sind „Die Günderode" Seite 84, 86 als Stellen aus einem Briefe der Karoline an Clemens zitirt.

Wie unaufrichtig übrigens Clemens auch gegen diese seine Freundin war, läßt sich im Anschluß an unsere Schreiben zeigen. In einem nicht datirten, aber schon durch die Erwähnung von Frau und Kind ins Jahr 1804 einzureihenden Brief an Pfarrer J. H. Chr. Bang in Goßfelden bei Marburg, der seit 1814 auch den Brüdern Grimm nahe stand, schrieb Clemens (auch dieser Brief ist mir durch die Güte des Herrn Dr. Jeep zugänglich geworden):

„Sie kennen Ihre Leute schlechter, als Ihre Lieder, mein bester Bang, denn Sie müssen wissen, daß Fr. v. Günterroth (sic) sehr stolz auf ihre Lieder ist, daß sie mir viel von Aussprechen des Lebens in reiner Form und eine Menge andere Kuchen in der modernen Form gebacken warm geschrieben hat, gegen die diese Lieder noch hausbacken sind. Ihr Urteil

über den Ariel kann noch nicht gefällt sein. Im Tian steht Wandel und Treue, ein leidliches Lied."

Die gesperrt gedruckten Worte sind offenbar eine Anspielung auf die obigen Worte Karolinens: „mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen." („Ariels Offenbarungen" ist der Titel einer 1802 und den folgenden Jahren entstandenen Dichtung Achims von Arnim.) Einen merkwürdigen Gegensatz gegen das wegwerfende Urteil über Karolinens Gedichte bilden die oben Seite 95 u. ff., ferner unten Seite 142 fg. mitgeteilten enthusiastischen Lobsprüche.

Auch ein anderer der in dem Vorstehenden mitgeteilten Briefe findet sicher einen Nachklang im dem genannten Buche „Die Günderode". Dort schreibt Karoline über die Art, wie Clemens ihre Briefe findet und kommentirt und gebraucht Seite 380 folgende Worte: „Das kannst Du dem Klemens über mich berichten, auch daß seine Manier, über meine Art zu schreiben und die ungefügen Worte, die ich gebrauche, mich nicht verdrießen. Ich muß mich bei dieser Stelle seines Briefes immer auslachen und werde das Wort ‚Ratschläge' gar nicht mehr gebrauchen können. Ueberdem erinnert es mich auch noch an Burzelbäume. (Ratschlag=Radschlag.)" Ein anderer und zwar gerade der schlimmste Brief wird in einem Schreiben der Lisette ergänzt und beurteilt. Es scheint nämlich, daß Karoline

jenen Brief (Seite 108 ff.) wörtlich oder im Auszuge an diese ihre Freundin geschickt hat. Es macht nun dieser vortrefflichen Frau alle Ehre, daß sie das Unwahre in Clemens Wesen und Ausdrucksweise klar durchschaute und ihre Freundin, die leichtgläubiger und weniger scharfsinnig war, vor Clemens' gefährlichem Spiel warnte. Lisette schrieb nämlich aus Sickershausen am 23. Mai (1805?):

„Deine Erzählungen von Clemens sind mir wunderbar, ich möchte einen warnenden Zeigfinger aufheben, wenn Du es auf dem Trages sehen könntest; so muß ich die Wirkung des Geberdenspiels in Worten zu erreichen streben. Ernstlich, liebe Lina, nehme Clemens nicht anders, wie er ist, vertraue diesem ungetreuen Schiff nicht. Sein Brief an Dich ist nichts anders wie eine verdiente Würdigung Deiner Gedichte, seiner Natur gemäß ausgedrückt. Clemens ist ein Künstler, aber ein reiner Enthusiasmus lebt doch nicht in seiner Seele, denn er liebt es, daß man seine Originalität in ihm anstaune, wobei es ihm gleichviel ist, ob die Sache, wofür er spricht, Eingang gewinnt: Savigny sagt, er liest gottlos, und hiemit ist eine Haupttendenz seines Lebens ausgedrückt. Clemens ist zu eitel, um ein Apostel der Wahrheit zu sein.

Sein Brief ist eigentlich so wenig die Meinung seiner Seele, daß Du Dich nicht schlimmer täuschen könntest, als wenn Du glaubtest, es sei wirklich sein Streben, in innige Berührung zu Dir zu gelangen; Du weißt das und suchst der Täuschung auf einem Seitenwege zu entgehen, aber dieser Seitenweg selbst ist Täuschung. Bist Du so wenig mit Deiner Seele vertraut, daß Du nicht fühlst, in welche ungewohnte Formen Du sie zwängst? Du stolz gegen Clemens? Nicht wahr, Du glaubst nicht daran, ich bitte Dich, sag mir, daß Du nicht daran glaubst! Und wenn Du nicht stolz sein kannst, was bist Du dann? Ein neues Spielwerk, womit er den langweiligen Genius seiner Ehe beschwört. Lina, sei das nicht, traue den süßen Tönen des Sirenenliedes nicht. Sieh, ich eifre nicht und werde Dich auch achten, wenn Du ihm sogleich schreibst, aber Deine Ruhe ist mir mehr wert und Deine poetische Muße.

„Einen ungetrübten Genuß hat mir C. durch seinen Ponce da Leon verschafft, gewiß das beste Lustspiel der deutschen Sprache, es ist so anmutig und witzig, ein buntes Leben vieler äußerst verfeinerten, schön organisirten Menschen. Die Anlage und Ausführung vortrefflich; das ganze Stück spielt gleichsam mit sich selbst und am Ende scheinen alle Personen, obgleich sie zu Verwicklung bei=

getragen, den wahren Zusammenhang recht gut gewußt zu haben.

„Die überraschendsten Wortspiele und Wendungen drängen sich in Fülle, bis wo die Handlung lebendiger wird und zuweilen die höchsten Beziehungen des Lebens neben dem komischen Spiel der komischen Muße stehen. Nees hat es mir geschenkt und ich halte es sehr wert. Mir ist schon längst gewesen, als müsse so, gerade so ein Lustspiel sein.“

Dieses am Schlusse stehende Urteil über Clemens Lustspiel Ponce da Leon mag wohl bestreitbar erscheinen, doch zeigt es gut die Ueberschwenglichkeit, mit der die Romantiker sich gegenseitig beurteilten und verherrlichten. Etwas Aehnliches läßt sich auch über die wenigen literarischen Urteile sagen, die Clemens und zwar ausschließlich in seinem letzten Briefe fällt. Die von ihm erwähnten (oben Seite 112) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Johannes von Müller verdienen zwar Lob, als kulturgeschichtliches Denkmal. Brentanos allzu starke Bewunderung für sie erinnert, manchmal sogar in den Worten, an seine neuerdings gedruckten Briefe an Arnim vom 8. März und 1. Januar 1806. Sein Urteil über Meiers „Horribunda“ (Seite 112) ist völlig übertrieben. Dies ist für unsern Geschmack vielmehr ein völlig verfehltes Machwerk, ein Drama ohne rechten Zusammenhang,

voll schwerverständlicher literarischer Anspielungen auf die klassische Richtung und die Aufklärung, ein Drama, in dem der Witz gesucht und plump ist, kurz ein Werk, das in seinem wirren Gemisch von Geist und Unsinn wohl Clemens, dem Freunde solcher Mischware, behagen mochte, bei Karoline aber gewiß ebenso wenig Billigung und Verständnis fand als bei uns.

Die letzte, deren Briefe mitzuteilen sind, ist Bettina Brentano. Sie nimmt jedenfalls unter den näheren Bekannten der Günderode eine hervorragende Stellung ein. Die Mitglieder des kinderreichen Brentanoschen Hauses standen gewiß mit einer der Familien in Verbindung, in denen Karoline verkehrte, zum Beispiel der Mettinghschen; die beiden Schwestern Lisette Nees und Susanna von Heyden, beide geborene von Mettingh, werden, wie bereits bemerkt, von Bettina gelegentlich erwähnt. Durch sie mag die Bekanntschaft mit dem jungen, originalen, geistsprühenden, früh zu einer seltenen Reife entwickelten Mädchen vermittelt worden sein. Bettina, 1785 geboren, war allerdings einige Jahre jünger als Karoline, aber dieser Altersunterschied ward durch ihre frühreife Lebhaftigkeit und Aneignungsfähigkeit ausgeglichen. Genau sind wir über die Entstehung dieser Bekanntschaft nicht unterrichtet.

Nach Bettinas Schilderung (Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, dritte Auflage, Seite 50) besuchte die Günderode zuerst, was wenig wahrscheinlich ist, Bettina in Offenbach und forderte sie auf, sie in ihrer Wohnstätte, dem Stift, zu besuchen. Von dieser letzteren Aufforderung machte Bettina alsbald ausgiebigsten Gebrauch. Waren die Freundinnen getrennt, so entwickelte sich zwischen ihnen ein eifriger Briefwechsel. In dem persönlichen und schriftlichen Verkehr herrschte bei der Günderode zuerst die Neigung der Aelteren vor, an der Jüngeren erziehlich zu arbeiten. Sie bemühte sich, der Freundin Kenntnisse, zum Beispiel in der Geschichte beizubringen und sie zum Aneignen solcher zu ermuntern. Zu dieser Neigung kam das Wohlgefallen, sich in einem reichen Geiste zu spiegeln und die Anerkennung einer eigentümlich Urteilenden über ihre eigenen Geistesprodukte zu erlangen. Bei Bettina dagegen ward vor allem die leicht entzündliche Schwärmerei des jüngeren Mädchens für ein hochbegabtes älteres geweckt. Sie sah in ihr — und diese Zeugnisse des Briefwechsels (siehe unten Seite 126 ff.) sind sicher echt — ein höheres, einziges, unvergleichliches Wesen, bestürmte sie mit Liebesversicherungen und beteuerte ihr in wiederholten, aber immer verschiedenen Wendungen, nur in ihr und durch sie zu leben.

In den letzten Wochen und Monaten ihres Lebens zog sich Karoline mehr zurück. Sie entfremdete sich

selbst den Befreundetsten, so auch Bettina. Aber diese Entfremdung geschah allmählich, nicht in so brüsker und roher Weise, wie es Bettina darzustellen versucht. Diese nämlich erzählt (angeblicher Brief an Frau Rat 1807 oder 1808, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde Seite 66 ff.), sie habe in Marburg Creuzer kennen gelernt und ihn, da sie in einzelnen Aeußerungen des häßlichen und durch sein Aussehen ihr widerwärtigen Mannes eine begünstigte Liebe für Karoline zu erkennen glaubte, sehr schnöde behandelt. Daraufhin — eine Mitteilung jenes Betragens von seiten Creuzers an Karoline muß vorausgesetzt werden — habe die Günderode, trotzdem Bettina fortgefahren zu schreiben und flehentlich um Antwort zu bitten, nicht mehr geantwortet. Zwei Monate später sei Bettina nach Frankfurt gekommen, habe die Günderode besucht und sei von ihr mit den Worten: „Komme nicht näher, kehre wieder um, wir müssen uns doch trennen", abgewiesen worden. Daraufhin sei sie wirklich umgekehrt, habe ihre Schwester Meline zur Günderode geschickt, aber auch diese sei unverrichteter Sache mit verweinten Augen zurückgekommen.

Aber vieles aus diesem Berichte beruht auf späterer absichtlicher oder unabsichtlicher Verwirrung der Thatsachen. Denn Bettina liefert uns selbst ein Zeugnis, daß das Abbrechen des Briefwechsels kein plötzliches, sondern ein allmähliches war, und die Entfremdung der

Günderode keine durch Bettinens übrigens ganz unverantwortliches Benehmen gegen Creuzer hervorgerufene, sondern eine durch die Divergenz der Anschauungen entstandene und nach und nach vermehrte gewesen ist. Eine von Steig mitgeteilte Stelle aus einem Originalbriefe Bettinens, der sich in dem Werke „Die Günderode“ nicht findet, beweist deutlich, daß Karoline mündlich oder schriftlich den Enthusiasmus der Bettina gedämpft, eine Veränderung in dem Ton ihrer Briefe gewünscht und gewiß dadurch den Bruch des Verhältnisses herbeigeführt habe. Die Stelle lautet (Deutsche Rundschau, August 1892, S. 270): „Die Aehren des Feldes schmiegen die jungen Halme an einander und wenn sie reif sind, so bewegt sie ein leiser Wind, daß sie sich berühren, aber die Menschen berühren einander nicht, wenn sie auch noch so dicht gesät sind, wenn auch noch so heftiger Sturm durch sie fährt; so ist es und das bindet die Zunge und tötet den Geist, eins drückt mir das Herz zusammen, daß ich's Dir nicht sagen soll, wenn ich die Blicke wende nach den Sonnenstrahlen oder nach den Wolken.“

Doch zunächst interessirt uns nicht der Bruch des Freundschaftsbundes, sondern der Freundschaftsbund selbst und die Art, wie Bettina ihn verewigte.

Das literarische Monument, das von Bettina Karoline errichtet wurde, ist das von der Ersteren herausgegebene Buch „Die Günderode“. Es erschien 1840

und erregte damals bei den Berliner Studenten, denen es gewidmet war, derartigen Enthusiasmus, daß sie die Widmung mit einem Fackelzug erwiderten. Doch möchte man glauben, daß diese Dankbezeugung mehr der ehrenvollen Thatsache der Widmung selbst als dem gewidmeten Buche galt. Der literarische Nachhall, der im Augenblick des Erscheinens ziemlich lebhaft war, verklang bald; von selbständigen Schriften blieb nur eine kleine Arbeit M. Carrières übrig, wichtig als Stimmungsbild für jene Zeit.

Diese Schrift („Achim von Arnim und die Romantik. Die Günderode, Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes.“ Grünb. und Leipzig 1841), mit einem Motto der Rahel, Varnhagen gewidmet — ich benütze das von Varnhagen und Rahel besessene, mit dem Namenszug des ersteren und dem Bücherzeichen der letzteren versehene Exemplar — ist nur eine Würdigung des Wesens der Bettina und ihres Buches, als dessen Hauptgedanke bezeichnet wird, „wie alles in der Natur zum Unendlichen strebt und im Geiste sich findet,“ nicht aber ein Versuch, Leben und Art der Günderode darzustellen.

Ein anderes merkwürdiges, wie es scheint gleich nach Erscheinen des Buches gefälltes Urteil mag hier angeführt werden. Ein Brief Clemens Brentanos an eine Freundin enthält nämlich die Stelle: „Sollten Sie das neue Buch meiner Schwester lesen, ‚Die

Günderode‘, nämlich ihren Jugendbriefwechsel mit dieser so unglücklichen Person, so werden Sie Ihren armen Freund mannigfach darin erwähnt finden. Es ist ein wunderbares Bildnis eines Teils unseres Jugendlebens, nur wußte ich nur wenig von dem inneren Treiben dieser Naturen; es ist übrigens in allem diesem nichts Gemachtes, es ist damals so geschrieben.“ Doch ist dies Urteil, da es von einem stammt, der nur einen verschwindend kleinen Teil der Originalbriefe gesehen haben kann, namentlich von einem, der niemals historisch-kritischen Sinn besaß und nach vierzig Jahren die Erinnerung an sein Jugendleben ziemlich vergessen hatte, in keiner Weise ausschlaggebend; sein Urteil kann nur bedeuten, daß das Werk keine romanhafte Erfindung, sondern ein im ganzen treues Abbild wirklicher Zustände und Seelenvorgänge ist.

Fünfzig Jahre verstrichen, ehe an eine neue Ausgabe des Briefwechsels gedacht wurde. Auch diese ging ziemlich unbeachtet vorüber. Sie behält heute indessen noch ihre Wichtigkeit. (Zwei hübsche Artikel E. Jeeps erschienen im Anschluß an die Veröffentlichung: „Voss. Zeitung“, Sonntagsbeil. 23, „Nation“ Nr. 24 1891. Die wenigen anderen damals veröffentlichten Artikel und Referate sind notirt Jahresbericht f. dtsche. Litg. f. 1891, I. 228.) Das Werk gibt sich als ein Briefwechsel aus den Jahren 1804—1806. Die zweite,

kleinere Hälfte ist ausdrücklich bezeichnet: „Die Günderode im Jahre 1804“; daher müßten, wenn der Titel richtig sein sollte, die Briefe der ersten, größeren Hälfte aus dem Jahre 1805—1806 stammen, was freilich eine höchst seltsame Art der Anordnung wäre. Aber die Behauptung trifft gar nicht zu, denn die letzten Briefe der Bettina gehören ganz offenbar dem Jahre 1806 oder frühestens den letzten Monaten des Jahres 1805 an. Sie sind aus Marburg, wo Bettina und zwar bei ihrer Schwester Savigny sich nach ihrem eigenen Zeugnis wenige Monate vor dem Tode der Günderode aufhielt.

Aber auch dann, wenn Bettina es nicht selbst bezeugte, ihr Aufenthalt in Marburg kann nur zu der angegebenen Zeit stattgehabt haben, da Savignys während ihrer Verheiratung nur vom September 1805 bis März 1806 in Marburg lebten.

So wenig also die in der letzten Abteilung befindlichen Briefe aus dem Jahre 1804, ebensowenig können nicht bloß aus äußeren, sondern auch aus inneren Gründen die Briefe der ersten Abteilung aus den Jahren 1805 und 1806 sein. Sie sind zum Teil aus Offenbach datirt, wo Bettina nachweislich um 1803 oder 1804 mehrere Wochen war; sie zeigen ferner gar manche Spuren einer erst werdenden Bekanntschaft, nicht aber solche eines längere Zeit dauernden intimen Verkehrs. Eine richtige chronologische

Anordnung aller dieser Schriftstücke ist deswegen außerordentlich schwer, weil fast kein Brief ein vollständiges Datum hat, die meisten gar keine Bestimmung oder nur eine Bezeichnung des Wochentags oder eine Angabe des Orts haben, wo die Schreiberin sich aufhielt: Offenbach, der Wohnort der Großmutter Bettinens, Marburg, Schlangenbad, wo Bettina einmal zur Kur weilte, sind die Stätten, von denen aus sie besonders häufig schrieb; aus Frankfurt und Winkel sind viele Briefe der Günderode datirt.

Ueber diesen ganzen Briefwechsel nun, wie über Bettinens mannigfache Briefveröffentlichungen überhaupt, war früher ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, Bettina sei eine Fälscherin oder mindestens eine Dichterin, die, um eine bestimmte künstlerische Wirkung zu erzielen, das briefliche Material, das sie durch ihre vielfachen Beziehungen eingesammelt hatte, in allerfreiester Weise bearbeitet habe. Was speziell für diese Anschauung mit Bezug auf das Buch „Die Günderode“ angeführt wurde, war freilich nicht ausschlaggebend, zum Beispiel die mehrmalige Erwähnung des Fürsten Primas, von dem allerdings bis zum Jahre 1806 nicht gut geredet werden konnte, da er damals noch nicht existirte. Seine Feste also, an denen Bettina teilnahm, die von ihm gegebenen Mittagessen, welche die Günderode besuchte, gehören in das Reich der Fabel.

Gegenwärtig verteidigen nun die Bewunderer Bettinens die vollkommene Authentizität der von ihr herausgegebenen Schriftstücke. Der eifrigste Verteidiger Bettinens drückt die Sache sogar so aus: „Die Zeit, wo man mit einem Schein von Ueberlegenheit noch von Erfindungen Bettinens reden durfte, ist endgiltig vorüber.“ Eine solche Behauptung ist gewiß übertrieben. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen. Bettina hatte selbst so wenig wie ihr Bruder Clemens oder ihr Gatte Arnim strengen geschichtlichen Sinn. Wie jene beide in ihrer Sammlung von Volksliedern das ihnen zuströmende Volkslieder-Material in der allerwillkürlichsten Weise bearbeiteten, bei einzelnen Gedichten Strophen umstellten oder ausließen, neue hinzufügten, um nur das zu bieten, was ihren ästhetischen Anschauungen genügte, und wie sie sich dann freuten, wenn das von ihnen Gestaltete und Zurechtgemachte von Kennern für alt angesehen und bewundert wurde, so verfuhr auch Bettina den Briefen gegenüber, die sie schrieb und die sie empfangen hatte. Sie wollte dem Publikum ein Bild der Verhältnisse geben, in denen sie gelebt hatte, so wie sie sie ein Menschenalter später ansah und so wie sie sie in jener früheren Zeit wohl hätte gestalten mögen. Sie glaubte, weder sich, noch ihrem Publikum, noch endlich der geschichtlichen Wahrheit schuldig zu sein, Briefstücke in überlieferter Ordnung und Gestalt wiederzugeben. Da mir von den Herausgebern des Arnimschen Nachlasses

trotz höflichster Anfragen jede Auskunft verweigert oder nur nach vorhergehender Zensur meines Manuskripts in Aussicht gestellt worden ist, so vermag ich nicht zu sagen, ob die Originale der Briefe, die Bettina in ihren drei großen Briefwerken: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde,“ „Die Günderode,“ „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ benützte, erhalten sind. Nach einer Notiz Jeeps („Nation“ Nr. 24, 14. März 1891) dürfte freilich eine Bereicherung unserer Kenntnis aus jenen Quellen ausgeschlossen sein; die im vorstehenden und im folgenden mitgeteilten Briefe erhalten dadurch nur eine um so größere Bedeutung.

Aber aus den bisher bekannt gewordenen Originalbriefen, nämlich elf Briefen Goethes an Bettina, aus einem Briefe von ihr an Goethe (Briefe Goethes an Sophie Laroche und Bettina von Arnim, herausgegeben von G. von Loeper, Berlin 1879) und aus dem einen undatirten Briefe von Clemens an Bettina, sowie dem Briefchen der Günderode (beide mitgeteilt von Steig „Deutsche Rundschau“, August 1892), kann man folgendes feststellen: In ihren eignen Briefen verbesserte Bettina fehlerhafte Orthographie, Mängel des Stils, war aber auch bestrebt, sich mehr, als sie es wirklich war, zum Kinde zu machen und sich von ihren Korrespondenten schmeicheln zu lassen.

In den an sie gerichteten Briefen Goethes unter-

drückte Bettina alle Erwähnungen Arnims, der ihr Verlobter war, die daher wohl geeignet waren, ihre Kindschaft in einem seltsamen Licht erscheinen zu lassen, ferner alle Erwähnungen von Goethes Frau, weil sie gegen dieses gute Wesen ein aus Ueberhebung und Eifersucht zusammengesetztes Gefühl empfand; sie fügte Entschuldigungen Goethes hinzu, daß er sich in den an sie geschickten Briefen einer fremden Hand bediene, übertrug, wo es ihr paßte, die Anrede mit „Sie" in die mit „Du", erfand ganze Briefe, in denen sie Entschuldigungen Goethes wegen seines Schweigens und Aeußerungen besonderer Zärtlichkeit erdichtete, setzte Stellen hinzu, in denen sie wegen einzelner ihrer Aeußerungen in einer geradezu enthusiastischen und Goethes Wesen schnurstracks widersprechenden Weise belobt und zur fleißigen Fortsetzung einer für Goethe ebenso belehrenden wie erfreulichen Korrespondenz ermahnt wurde. Aber damit begnügte sie sich nicht. Sie flickte ferner Stellen ein, in denen auch andere, zum Beispiel der Herzog Karl August, als Mitleser und Bewunderer ihrer brieflichen Aeußerungen hingestellt wurden, außerdem solche, in denen Goethe wie ein schwärmerischer Liebhaber erscheint, der in einer Dame, die er zu besuchen hatte, Bettinens Abbild erblickte; endlich solche, in denen sie Goethe über seine Werke in einer Weise urteilen ließ, wie Bettina selbst etwa gesprochen haben möchte, damit ihre Ansicht durch

den höchsten Geschmacksrichter bestätigt werde. Aehnliche Umformungen mußten die im „Frühlingskranz“ veröffentlichten Briefe durchmachen. In dem einzigen bisher bekannten Briefe von Clemens Brentano änderte sie Schreibweise, Interpunktion und Stil, ließ alle Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten, die auf augenblickliche Vorgänge, Besorgungen hinwiesen, fort, milderte starke Ausdrücke, änderte harte Urteile, die der Bruder über Personen gefällt hatte. Der Herausgeber jenes Briefes findet ein solches Verfahren von geschichtlichem Standpunkt wohlbegründet, dagegen muß man jedoch Einspruch erheben und das Verfahren als mindestens gefährlich, jedenfalls als völlig unhistorisch bezeichnen.

Der Herausgeber von Briefen hat gewiß das Recht, ihm anstößig erscheinende Stellen zu streichen, sobald er das von ihm ausgelassene durch Punkte bezeichnet. Er hat aber niemals das Recht, solche Stellen zu mildern oder in ihr Gegenteil umzuwandeln. Wir wollen zum Beispiel nicht wissen, wie Clemens über Savigny hätte denken sollen, wenn er sein Wesen recht verstanden hätte, sondern wir haben ein Recht darauf zu erfahren, wie er wirklich gedacht hat. Wir haben den Anspruch, sobald wir uns um das Geplauder zweier Geschwister kümmern, sie in ihren intimen Gesprächen zu belauschen und dürfen nicht mit dem abgespeist werden, was der Ueberlebende etwa für vollwichtig erklärt. Wir

dürfen verlangen zu hören, wie Clemens geschrieben hat, nicht, um in Steigs seltsamer Ausdruckweise zu sprechen: „wie er hätte geschrieben haben können.“

Bettinens Verfahren bei ihren zwei gedruckten Briefwechseln mußte in derartiger Ausführlichkeit behandelt werden, um den richtigen Maßstab für das Verständnis des Buches „Die Günderode“ zu geben. Denn zur Kritik dieses Werkes sind uns bisher nur äußerst geringfügige Materialien geboten. Sicher ist nach den Mitteilungen Steigs einstweilen nur, daß Bettinens Aeußerung über Wilhelm Meister („Die Günderode“, Seite 377) nicht an die Günderode, sondern an Clemens (Mai 1804) geschrieben war und nun beim Abdruck in einen Brief an die Freundin verflochten wurde. Bettina scheint sich, wie Steig sagt, „des Vorteils bedient zu haben, aus ihren übrigen Korrespondenzen geeignete Stellen herbei zu ziehen, wie sie andererseits nicht weniges beiseite gelassen hat, was ihren Zweck nicht förderte,“ — ein Verfahren, das wohl einem Dichter und Künstler, niemals einem pflichtmäßig an seine Vorlage sich haltenden Herausgeber ziemt. Von der Günderode ist bisher nur ein Originalbrief an Bettina und ein Gedicht bekannt geworden. Das Gedicht findet sich wörtlich, wenn auch nicht buchstäblich, mit orthographischen Aenderungen und mit Interpunktion versehen, in dem Buche „Die Günderode“ S. 112.

Der Brief lautet so (Rundschau S. 268): „Dein Brief hat mich gefreut und gerührt, auch glaube ich an den Ernst deines Willens und deine Beharrlichkeit; nur eins noch macht mir bange, es ist dies das in allem was du mir bis jetzt von deinem Plane gesagt hast, mir nichts ausführbar, wenigstens für mich ausführbar erschienen ist; ich weis nicht, wie viel du thun kanst, aber so viel ist mir gewiß, daß mir, nicht allein durch meine Verhältniße, sondern auch durch meine Natur engere Gränzen in meiner Handlungsweise gezogen sind, es könte also leicht kommen, daß dir etwas möglich wäre was es darum mir noch nicht sein könte. Du must dies bei deinen Blikken in die Zukunft auch bedenken. Thue mir doch den Gefallen und schikke, mir gelegentlich die Uebersetzungen ins Französische, von denen Savigni mir gesagt und sie mir auch versprochen hat. Lebe wohl Liebe und ermüde nicht fleißig zu sein.

Karoline."

Von diesem Briefe findet sich in dem gedruckten Briefwechsel (Seite 421) nur eine kleine Stelle: „nicht allein" bis „bedenken", und zwar in einem großen Briefe, in dem die Günderode Bettina wegen ihrer Energie bewundert: „Du hast eine viel energischere Natur wie ich, ja fast alle Menschen, die ich zu beurteilen fähig bin," und sich als eine inferiore oder schwächere Natur hinstellt, die der Ermunterung bedarf.

Weil ihr nun in diesem Zusammenhange die Stelle von den französischen Uebersetzungen nicht paßte, hat Bettina diese an einen ganz anderen Platz gestellt (Seite 364, vgl. auch oben Seite 42), den Satz aber über den Plan, nämlich den einer förmlichen Religionsgründung, über den sie in vielen früheren Briefen weitschweifig und unklar berichtete, völlig ausgelassen. Höchst charakteristisch aber ist die Art und Weise, wie Bettina mit dem Schluß des Briefes verfuhr. Während die Günderode schrieb: „Lebe wohl, Liebe, und ermüde nicht fleißig zu sein", das heißt, während sie eine jener Ermahnungen wiederholte, die in den gedruckten Briefen häufig wiederkehren und dazu bestimmt sind, den regen, aber nicht stetigen Lerneifer der Angeredeten anzustacheln und zu erhöhen, veränderte Bettina die Schlußworte in die ihr schmeichelnde Aufforderung: „Lebe wohl, Liebe, und ermüde doch nicht, mir zu schreiben."

Aus den obigen Ausführungen ergibt sich, daß weder in den gedruckt vorliegenden Briefen der Bettina, noch in denen der Günderode der wirklich geschriebene Text vorliegt, daß vielmehr der von Bettina gegebene Text ein unter sehr freier Benutzung authentischen Materials hergestelltes Kunstwerk ist; es kam Bettina in diesem Werke, wie in ihren übrigen früher charakterisirten, eben mehr darauf an, sich zu geben als die Persönlichkeit, deren Namen das Werk hauptsächlich

trägt. Sie setzte sich in Positur und schilderte ihr eigenes Fühlen und Denken. Sie stellte sich dar als Kind, als Freundin, als Schwester. Daher kommt es auch, daß ihre Briefe in allen drei Werken einen bei weitem größeren Raum einnehmen als die ihrer Korrespondenten. Es mag zutreffend sein, daß sie Goethe gegenüber zwei- und dreimal schrieb, ehe er einmal die Feder ansetzte, und daß sie seitenlang plauderte, während er oft nur mit einigen flüchtigen Zeilen erwiderte, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie sich auch in anderen Beziehungen ähnlich verhalten habe. In dem Buche „Die Günderode" sind von Karoline dreiundzwanzig Briefe, gegenüber dreiunddreißig Schreiben Bettinens; jene nehmen unter den vierhundertundzweiundvierzig Seiten des Neudrucks siebenzig, die Briefe Bettinens dagegen dreihundertundvier Seiten ein. Den Rest von achtunddreißig Seiten füllen Karolinens Gedichte. Das heißt also: Bettina nimmt für sich mehr als viermal so viel Raum in Anspruch als die Briefe und Gedichte der Freundin, was zum mindesten ein schreiendes Mißverhältnis genannt werden muß. Aber auch sonst fehlt dem Buche der Charakter einer freundschaftlichen Korrespondenz. Es enthält weder eine Erzählung kleiner äußerer Erlebnisse, noch, wie es wohl nötig gewesen wäre, eine Darstellung des Entstehens, Wachsens, auch des Zerfallens der Freundschaft: von dem äußeren

Treiben der Karoline erfährt man nichts, als daß sie gelegentlich ihren Aufenthalt wechselte, über ihr inneres Leben, ihr Empfinden gar wenig.

Obgleich man nun das Verfahren Bettinens weder korrekt noch gerecht finden wird, darf man das Buch „Die Günderode“ nicht schlechthin verwerfen. Es bleibt als Dichtung ein beachtenswertes Werk und enthält als Geschichtsquelle viele wichtige Momente. Sind auch die Ausführungen der Bettina oft unklar und schwebend, so daß man nicht selten ihre Ausdrucksweise nicht verstehen, ihre Gedanken nicht fassen kann, so bleibt genug übrig, das dem Buche bleibenden Wert verleiht. Besonders köstlich sind manche ihrer Ausführungen über Natur und Musik: Bettina zeigt sich ganz erfüllt von der hohen Bedeutung dieser Kunst und beweist ein ganz eigenartiges, den Leser ergreifendes Mitleben mit der Natur. Die Beschreibung eines Nachtspaziergangs bei Schlangenbad ist geradezu ein Juwel. Sie weiß anmutig zu plaudern und ihre Umgebung geistreich zu schildern: mit feinem Humor, liebevoller Detailmalerei, mit bewundernswerter Plastik stellt sie die Gegenden dar, in denen sie sich ergeht, schildert die Gesellschaften bei ihrer Großmutter in Offenbach, die Kurgesellschaft in Schwalbach, wo unter anderen auch der schwärmerische Gothaer Herzog Emil Leopold erscheint, oder den Savignyschen Kreis, Professoren und Studenten.

Einzelne Persönlichkeiten wie Stadion, der Freund und Gönner ihres Großvaters, oder der alte Jude, ihr weiser Freund in Marburg, oder ihr Lehrer Arenswald treten lebensvoll vor unsern Blick. Gelegentliche humoristische Scenen, wie die Geschichte des durch sie gekauften und alsbald verlorenen Regenschirms, gelingen ihr außerordentlich. Sie weiß schöne Gedanken in ansprechende Form zu kleiden: das Mitleid mit dem Unglück, das Recht der Unterdrückten, wobei sie lebhaft die Juden in Schutz nimmt, den Haß des freien Menschen gegen alles Konventionelle und die Begeisterung für eine unbedingte vollkommene Entwicklung der Menschennatur. Als ihr Ziel bestimmt sie einmal: „Das Schicksal soll mich scheiden vom Schlechten, es soll keine Lüge in mir dulden. In meinen unaufhörlichen Träumen möchte ich nur eine Vollendung — der Liebe, der Schönheit.“ Sie läßt uns Blicke in ihr Wesen thun: ihre Unfähigkeit sich zu konzentriren, einen bestimmten Gegenstand von Grund aus zu erlernen, ihre Verachtung des Lernens überhaupt, ihre Hochachtung für den Geist. Und wie man Bettina bei der Lektüre solcher Stellen verehrt, so lernt man sie lieben durch ihre volle Unterwerfung unter die Freundin durch ihre Bewunderung ihrer Geistes- und Gemütsanlagen.

Aber auch für Karolinens Charakteristik gewinnt man aus ihren und den Briefen der Freundin einige

Aufschlüsse. Sie spricht zu der jüngeren Freundin oft als der weise Mentor, sucht ihre Gedanken zu regeln, warnt sie vor Lügen, ermahnt sie, nicht mehr zu fluchen, ja verbessert manchmal ihre Sprache, wie die Lehrerin der Schülerin ein Pensum korrigirt, oder rät ihr dringend von dem Uebermaß ab, das sie leicht zum Taumeln bringe. Durch Karolinens ganzes Wesen — das könnte man als Gesamteindruck ihrer Briefe hinstellen — geht ein tief melancholischer Zug. Als einen ihrer Aussprüche berichtet Bettina: „Es gibt ein Verstummen der Seele, wo alles tot ist in der Brust,“ und einen andern: „Es ist gerade so in mir wie da draußen im Garten, die Dämmerung liegt auf meiner Seele, wie auf jenen Büschen — aber sie ist farblos.“ Ein anderesmal, da sie von ihrer Absicht redet, eine Tragödie zu schreiben, in der spartanische Frauen vorkommen, faßt sie ihre Selbstcharakteristik in die Worte zusammen: „Wenn ich nicht heldenmütig sein kann und immer krank bin im Zagen und Zaudern, so will ich zum wenigsten meine Seele ganz mit jenem Heroismus erfüllen und meinen Geist mit jener Lebenskraft nähren, die jetzt mir so schmerzhaft mangelt und woher sich alles Melancholische doch wohl in mir erzeugt.“ Denn eben aus dieser Abendstimmung, dieser Dämmerung konnte sie sich nur manchmal durch ihre Dichtung oder in die Dichtung retten. „Dichten in jedem Herzens-

drang hat mich immer neu erfrischt. Ich war nicht länger gedrückt, wenn ich mein Verstummen konnt' erklingen lassen."

So wertvoll nun auch die Beiträge sind, die man zur Charakteristik beider Frauen und ihres gegenseitigen Verhältnisses aus dem gedruckten Briefwechsel gewinnt, so wird man bei der Lektüre ein Gefühl des Mißtrauens niemals los. Schon aus diesem Grunde haben daher die gleich mitzuteilenden Briefe einen fast noch größeren Wert als die von Savigny und Clemens: sie geben uns den bisher bekannten gegenüber ein angenehmes Gefühl der Sicherheit. Einigen Worten des letzten Briefes zufolge hat Karoline offenbar die früheren Briefe Bettinas der Schreiberin zurückerstattet; wieso unsere drei ersten Briefe gerade diesem Schicksal entgangen sind, vermag ich nicht zu sagen.

Auch diese Briefe werden hier in moderner Orthographie und Interpunktion gegeben. Bettina hat in ihren Briefen eine ganz regellose Interpunktion, in der zum Beispiel Punkte oft seitenlang nicht existiren. Sie gebraucht in ganz willkürlicher Weise große und kleine Anfangsbuchstaben, so daß Eigenschaftsworte oft groß, Hauptworte klein geschrieben werden. Sie schreibt ferner: mögte, solge (solche), Teige (Teiche), bisgen, veste, Gewallt, Gebierge, brüsse (prüfe), staduirten (statuirten), plat (Blatt). Alle diese Worte so zu drucken, wie

Bettina sie schrieb, lag kein Grund vor, dagegen wurde Bettinas seltsame Manier, einzelne Worte und ganze Satzteile zu unterstreichen, oft gerade solche, die inhaltlich keine Hervorhebung verdienen oder nötig machen, beibehalten, um wenigstens durch diese Aeußerlichkeit an die Eigenart der Originale zu erinnern.

(Juni 1804.)

Lieber Günther. Hier habe ich einen Brief an Dich von der Hessenpost bekommen, es ist schon zu lange, daß wir uns einander nicht genähert haben, auch weiß ich nicht, was in diesem Brief stehet, um daß ich mir denken könnte, ob er einen freundlichen Eindruck oder einen schlechten oder gar keinen machen wird. Nach dem meinigen zu schließen, in welchen dieser eingeschlossen war, muß er wohl voll gerechter und billiger Lobeserhebungen sein, unter anderem schreibt mir Clemens: „Ich habe die Gedichte, welche Du von der Günderode glaubst, gelesen, mit Entzücken gelesen, eine Menge Züge darin machen mir es glaublich, daß sie von ihr sind, aber der hohe Ernst, der Tiefsinn, die wunderschöne Sprache, die Gehaltenheit und vor allem die oft ganz klassische Kunstvollendung haben mich oft zweifeln lassen. Wenn Du gewiß weißt, daß der ‚Franke in Aegypten' von ihr ist, so kann

alles von ihr sein, denn dieser ist ein ganz vortreffliches Gedicht, kein Weib hat noch so geschrieben, noch so empfunden."

Hast Du mit dieser Stelle genug, oder soll ich Dir noch andere heraus schreiben? Doch was frage ich, solche hellglänzende Tautropfen können einer so glühend blühenden Blume nicht anders als wohlthuend sein, öffne nur recht Deinen Kelch, Du holdes Gewächs, und lasse Dir diese Perlen bis in das Innere des Busens rollen. Wieder sagt Clemens: „Ich habe durch diese Lieder eine wunderbare Hochachtung vor dieser wahrhaft begeisterten Sängerin erhalten." Wieder sagt er an einem andern Ort, „daß es in seiner Art vortrefflich und als weibliches Produkt einzige Erscheinung sei." Hier spricht er, mich aufmunternd: „Wenn Du wüßtest, wie viel Gutes, Veredelndes mir die Lieder von Günderödchen gewährt haben, Du eiltest, auch Deine Jugend und ihre Träume zu befestigen." Am Ende schreibt er: „Meine Briefe teile mit keinem Menschen." Also wisse, daß ich Dir diese wenigen Zeilen nicht als einem Menschen mitgeteilt habe, und daß Du mir also nicht verargen sollst, wenn ich sie mit zu viel Wichtigkeit und schwesterlicher Liebe verbrämt habe.

Eines dieser Deiner Lieder hat mir einen

großen Trost gewährt, „Wandel und Treue“, es hat einen herrlichen Himmel mit leicht gefärbten, leicht hinziehenden Wolken, es ist so hingeflogen, es ist eine Poesie der Poesie darin, oder vielmehr die Poesie hat sich hier vermählt und abermals vermählt; nehme nicht übel, wenn ich mich undeutlich ausdrücke.

Wie ist es auf dem Trages, das Herz muß einem recht grünen in diesen grünen Wäldern und Wiesen, es muß so heiß glühen in diesem heißen Sonnenschein, es muß so frisch werden, es muß sich so herrlich abkühlen in den kühlen Bächlein und den Teichen, wo die Fischlein ihr junges nasses Leben verplätschern; ach, ich möchte auch mein junges Leben verplätschern, aber wenn auch der leichte Sinn gern so hin und her schwimmen möchte und so rechts und links herum schießen und sich dann wieder eine Weile mit dem Strom fortreißen lassen und mutwillig ihm dann die Bahn durchschneiden, so will das schwere Herz sich gern tief unter Gras und Kräuter, Wurzeln und Erde verbergen wie ein Maulwurf, um sich da abzukühlen und die dunkel blitzenden Augen hier aufzuthun. Und da nun ein Maulwurf und ein Fisch ganz verschiedene Naturen haben, die sich nie mit einander vereinigen können, so kann

die arme Bettine weder zu Wasser noch zu Land Ruhe und Zufriedenheit finden.

Was machen denn die Seligen, das heißt die zwei Paradiesvögel, das heißt Adam und Eva, oder vielmehr Savigny und Gunda? Sind sie wirklich selig in ihrer Seligkeit? Es ist wenigen beschieden, selig zu sein in ihrer Seligkeit, aber Savigny kann nicht anders als nur durch die Seligkeit anderer seine eigene hervorbringen. „Darum, wenn ihr selig sein wollt, so legt euer Begehren in den Schoß des Herrn, darnach ist das andere all nichts und eitel Begehren“ und so weiter. Gunda hat mir einen freundlichen Brief geschrieben vor ungefähr vier Wochen. Daß ich ihr nicht geantwortet habe, kömmt erstens von meiner Faulheit her, und denn leb' ich auch zu viel in den Tag hinein und kann nicht viel über mich selbst nachdenken, und da alles, was dieser Brief enthielt, Fragen und Sorgen um mich waren, so ward es mir immer etwas grau vor den Augen, wenn ich an das Antworten dachte. Sage ihr dies, daß sie nicht meine, ich habe ihre Liebe und Sorge für mich nicht geachtet. George, Marie, Lulu und ich werden allem Vermuten nach bis Sonntag bei euch anlangen und die Meline wieder mitnehmen; wenn ihr sie aber

nicht hergeben wollt, so werden wir sie wohl bei euch lassen müssen. Die Großmutter jammert eben gar sehr, aber es ist dumm, sie sollte froh sein, wenn Meline ein bißchen Frühling einatmet; er läßt einem immer Kräfte zurück, die durch das Leben dauern.

Clemens schreibt mir immer, ich soll dichten, aber ich glaube, ich werde nie etwas Festes, Gesetztes hervorbringen können. Oft liege ich abends oder vielmehr nachts im Fenster und habe ganz herrliche Gedanken, wie es mir scheint; ich freue mich dann über mich selbst, meine Begeisterung begeistert mich sozusagen, aber da sind zwei einfältige Nachtigallen in unserer Straße, ich weiß nicht, ob sie eingesperrt sind oder irgendwo ihr Nestchen haben, die fangen gewöhnlich an, ihre liebenden, verliebten Lieder so leicht, so herrlich und ergötzlich her zu singen, wenn ich so mitten in meinem Dichten und Trachten bin, daß ich ganz alles vergesse und denke, du willst die Nachtigallen dichten lassen, du wirst doch des Menschen Ohr und Sinn nie so schön und herrlich erquicken können wie diese (denn etwas weniger Gutes als das Schönste und Beste hervor zu bringen ist doch auch schlecht), und schlecht mag ich nicht schreiben.

Adieu, ich habe Dir da eine Menge vorge-

schwätzt und bin sozusagen ganz in einen vertraulichen Ton gekommen, von dem ich doch nicht weiß, ob er gut aufgenommen wird. Grüße den Savigny und die Gunda. Ich war der letztern ein wenig böse, habe ich doch ein ganzes Jahr lang mit ihr in einem Zimmer gewohnt, habe ich doch die Thränen nie zurückhalten können, wenn sie weinte. Und doch hatte sie kein Verlangen nach mir; aber der Mensch vergißt und vergibt alles in den letzten Stunden seines Lebens, und da es mir hier in dieser dumpfigen Stadt nun alle Augenblicke ist, als müßte ich aufschnappen, da der Geist mit Macht und Gewalt über alle alte Mauern hinüber durch Blüten und Lüfte und Wolken gezogen wird und der Körper, der nicht nachkann, ihn wieder mit Macht und Gewalt zurückhält, so bin ich denn in einer Art von Kampf zwischen Leben und Tod, weil die Seele sich von dem Leibe trennt und der Leib die Seele nicht losläßt, und deswegen vergebe und vergesse ich es auch, wobei ich jedoch kein Verdienst habe, da, wie Du siehst, die Not mich drängt. Apropos, sage doch der Gunda, sie solle doch den Herrn Schwaab auch einmal einladen, es thut ihm leid, daß sie nicht an ihn zu denken scheint.

Bettine.

Soeben lese ich einen lamentosen Brief von der Großmutter an Franz und Toni, die Meline wird wohl mal gré bon gré wieder nach Offenbach. Daß einen die Geplagten doch nicht ungeplagt können lassen; ich denke hier an ein Lied von Novalis:

„Ach, wann wird das Blatt sich wenden
Und das Reich der Alten enden."

Adieu, Günderödchen, adieu, Savigny, adieu, Gundelchen, adieu, ihr Maiblümchen, ihr Schneeglöckchen, ihr Thymianchen und allerlei Blümchen, die ihr in Trages auf den Wiesen wachst, auf denen ich mich herumwälzen möchte. Adieu, ihr guten Kinder.

*

(Sommer 1804.)

Ich möchte Dir zwar gerne eine Beschreibung unsers Studiums in der Geschichte geben, wenn ich nur einmal so weit wäre, einen festen Standpunkt in ihrer Ansicht zu erlangen, mein Meister scheint nachgerade eine Klippe zu sein, an welcher mein Studium wo nicht scheitern, jedoch festsitzen wird und — es hat mir noch nie so sehr an Mitteln gefehlt, es wieder flott zu machen. An die spezielle Geschichte Griechenlands ist nun einmal gar nicht zu denken, unser Lehrer ist von einem

Religionsgeist besessen, der ihm keine andere gründliche Untersuchung und Auslegung erlaubt als die der heiligen Schrift; ich werde daher höchstens in dem Judentum einige Kenntnis erlangen, welches mir eigentlich lieb ist, zudem ich für mich allein gewiß nichts darin würde gelernt haben.

Musik lerne ich mit Gewalt, das heißt die Mechanik derselben, mein Meister im Generalbaß ist wahrhaftig wie ein Blinder, den der Lehrling jeden Augenblick in Kot werfen kann. Zu zeichnen habe ich auch wieder angefangen und wundere mich sehr, daß ich in der langen Zeit, wo ich nichts gethan habe, nicht nur allein nichts verlernt habe, sondern vielmehr profitirt zu haben scheine. Dies alles mag wohl von der großen Ruhe und Stille in mir und der Natur herrühren. Dichten kann und mag ich jetzt nicht, ich habe mehrere Rezensionen von Goethe über jetzige Dichter gelesen, und wenn er darin von festem Gehalt, von reinem Ton, von ernster, tiefer Kenntnis spricht, so empfind' ich ebenso wohl ernste, tiefe Ehrfurcht für den Dichter, aber wie sollt' ich mich wagen ohne Vorbereitung? Ja, es kommt mir sonderbar kühn vor, wie mancher nur seiner eigenen, durch tausend böse Leidenschaften erhitzten Phantasie folgt, wie Eitelkeit ihn treibt, nach

falschem Ruhm zu haschen; muß da nicht die heilige Natur (welche doch allein den wahren Weg bezeichnet) ihn verlassen und ihn als einen verlornen Sohn betrachten, wenn in jedem Augenblick, wo sie ihm ihre Tiefen erschließt, die Weltlichkeit ihn unfähig macht, sie zu erkennen? Ach, wahrlich! es ist keiner so groß, sich von Verhältnissen nicht niederdrücken zu lassen; glücklich der, dessen Fuß über Gebirge schreitet, dem werden sie doch nicht über den Kopf zusammenwachsen. Du sprichst mir von Schwermut in Deinem kleinen Brief, ich bitte Dich, prüfe Dich doch, ob es nicht aus Mißmut über Deine Lage ist, ob es nicht Kleingläubigkeit ist, ob es nicht Mangel an einer der drei göttlichen Tugenden ist, das erste ist, den Glauben an Dein Schicksal nicht zu verlieren, Deine Lebensgeschichte nicht als begrenzt zu denken, in dem letzten Augenblick, wo das Licht zu verlöschen scheint, kann es ja noch herrlich und groß entflammen und das Leben von allem Unrat und Schwarz reinigen; hiermit ist die Hoffnung auf das engste verkürzt, wie Du wohl einsiehst und die Liebe — die Liebe zu dieser Erschaffung, zu dieser Offenbarung der Herrlichkeit und Weisheit Gottes ist jedem Bessern eingepflanzt, und Du wirst Dich wohl hüten, Dein Gewissen darin zu ver-

letzen und Mißtrauen gegen Dich selbst zu hegen. Ich weiß zwar nicht, ob Du genugsames Gewicht auf meine Freundschaft legst (das heißt so sehr, als ich es verdiene), allein das macht mir um meinetwillen wenig Sorgen; wenn Du mich nicht fest glaubst, so werde ich Dich einstens mit der Wahrheit meines Daseins überraschen, wir müssen noch mit einander eine große Freiheit erringen, wir dürfen nicht als Vormünder unserer jugendlichen Natur sie um ihr Gut betrügen. Werden wir denn die Scham ertragen, die uns vielleicht in einem andern Leben befallen wird, wenn wir sehen, welche Kleinlichkeiten uns Mutlosigkeit einflößten? Glaube nur nicht, daß ich schwärme, ich bin ganz bei Sinnen, ich will nicht alles durcheinander werfen, um mir einen Weg zu bahnen, ich will bedächtig und mit Gewißheit gehen, ich will den Respekt für Philister nicht verlieren, im Gegenteil, ich will die Zeit zu Rat ziehen, ich will warten, ich will klug und listig sein. Gott, ich könnte weinen, wenn ich dächte, daß Du bei Lesung dieses Briefes lachtest, wenn Du mich für einen Narren hieltest, indessen wünschte ich doch die Wahrheit Deiner Gesinnung über mich zu erfahren, zu erfahren, ob Du es nicht nur allein der Erfahrung, sondern auch der hellen, klaren

Vernunft gemäß, erhältst an alle dies nicht zu glauben, keinen Enthusiasmus als Waffe gegen die Gemeinheit zu gebrauchen, sondern sich an den bisher statuirten Exempeln der verunglückten Waghälse zu begnügen und Frieden zu schließen mit den gemachten Menschen, indem wir einen Damm vor den gewaltigen Strom (der Natur und Freiheit in uns) bauen, welcher sie vor Ueberschwemmung ihres gemachten Eigentums schützet.

Adieu, ich bin Dir so gut, ich meine es so ernstlich, wenn alle dies nur Blindheit in mir wäre, wenn es nicht das Wahre wäre, dann wäre die Jugend auch Blindheit und die Freude und die Liebe und die Sehnsucht wäre lauter Lug und Trug.

Ich bin Dir zwar sehr Freund, glaube aber nicht, daß ich es aus Schwachheit bin, weil ich eine Stütze haben muß (obschon Du mir wirklich eine sein wirst, wenn Du Dich mir nicht entziehst), sondern weil ich es größer, besser finde, den Freund zu erhalten, weil in der Beharrlichkeit die Größe aller Werke und Geschöpfe enthalten ist; in dieser Rücksicht rechne ich auch auf Deine Freundschaft, denn wenn ich sie bloß durch mein Verdienst hätte erhalten wollen, so hätte ich schon lange daran verzweifelt.

Antworte mir bald, nicht ausführlich, nur will ich wissen, ob ich die Wahrheit spreche, je nachdem ich mich dann zurückziehen oder in Deinem Herzen verbleiben werde.

Bettine.

*

(Marburg Herbst 1805.)

Wenn die Sonne die herrlichste Gegend erleuchtet, die ich hier von meinem Fenster aus übersehe, und allen Nebel wegnimmt, so daß ich alle die Pfade und Bächlein, die kleinen Stege, Brückelchen und sonstige Anstalten zum Fortkommen des Wanderers fest und klar und gangbar vor mir sehe, wenn ich bedenke, wie ein jeder dieser kleinen Pfade in eine andere Gegend, in einen andern Ort und endlich in ein anderes Land führt, wie auf jedem dieser verschiedenen Wege eine verschiedene Begebenheit unser Leben erwartet und mit sich fortzieht, wie da schon vorher Ruhe oder Leidenschaft, Glück oder Unglück bereit ist, uns zu empfangen, je nachdem wir uns wenden, und wenn ich zugleich bedenke, wie herrlich der Leichtsinn ist, der den ersten dieser Wege lustig antritt, dem keine Zweifel, keine Ahndungen Unruhe machen, der mit Gott im Herzen sich freiwillig und mit Kühnheit dem allgemeinen Gewebe

preisgibt, der das Leben aufsucht, wo es am schönsten blüht, und es genießt mit Kraft, so kann ich mir gar nicht denken, daß alle diese Wahrheiten Dir nicht auch einstens Deine Schüchternheit werden überwinden helfen, daß Du nicht wirst Sehnsucht haben, Herz fassen zu lernen. Ach, wenn Du wüßtest, welche Seligkeit es ist, ein Herz zu fassen, besonders wenn man dies Herz liebt, — deswegen bin ich auch jetzt etwas unselig, weil ich das geliebte Herz nicht gefaßt habe. Kannst Du Dir nicht vorstellen, wie schon darin große Wollust liegt, wenn man mit jedem Schritt, den man ins Leben thut, die Kraft noch mehr zu thun, in sich vergrößert fühlt, wie man endlich Herr wird, wo man Sklave war, wie alle romantischen, unmöglich scheinenden Pläne nach und nach aus ihrem Dunkel hervorziehen, sich an dem Licht der Kühnheit deutlich und klar entspinnen und sich leicht und thunlich darstellen, ich sage Dir, wenn Du hier von meinem alten Festungsturme herabsehen könntest, dessen Ansicht vom Feldberg begrenzt ist und den ich alle Abend nach Sonnenuntergang ganz allein besteige, die Liebe Gottes, das feste Vertrauen auf ihn und der Mut, das Leben, welches er Dir darbietet, in seiner ganzen

Fülle zu genießen, würden in stolzen Wellen aufbrausen und an die Brandung Deines Herzens schlagen, mit Gewalt, und es endlich mit sich reißen in die hohe Flut.

Würdest Du dann Deinen Freund nicht freudig umarmen, der am Eingang Deines Kerkers Deiner wartete, um mit Dir Hand in Hand zu gehen?

Wann einmal wieder die Oper „Axur" gegeben wird, so gehe mir zu lieb hinein und merke auf die Arie, die so anfängt:

„Mich verlieren" bei den Worten,

Bei drohenden Gefahren
Will ich zum Trost dir eilen,
Mit dir den Kummer teilen,
Vertraue nur auf mich.

Mir hat diese Musik immer das Gelübde abgelockt, die Gefahr einstens aufzusuchen, um sie teilen zu können mit dem Freund und ihn zu trösten.

Mein Gott! ich habe niemand, mit dem ich ernstlich sprechen könnte, ohne daß er mir gerade ins Gesicht sagen würde, Du sprichst Kinderei, Du lügst, Du bist gespannt, Du extravagirst und meistens in den Augenblicken, wo mir Gott mehr die Gnade verleiht, mich in der Sprache auszudrücken, welches nur selten geschieht; Du allein.

wenn Du auch nicht zu meinen Ideen eingingst, hättest doch eine Art von Achtung vor denselben, wie vor aller Phantasie der Dichter hat.

Savignys Liebe zu mir scheint auch nichts Bedeutendes hervor zu bringen; er sagte mir zwar anfangs, daß ihn mein Zutrauen freuen würde, ja, daß er nicht vergnügt sein könnte ohne meine Liebe (ich glaube die Bitte um das tägliche Brot macht den Wein vergessen), indessen ist er doch immer der beste unter den Menschenkindern und man mag ihn mit Recht den Engel nennen, und wenn er mich auch nicht dazu auffordert, ihm meine Gedanken mitzuteilen, so fordert mich sein Anblick doch auf, gut zu sein und Gedanken zu haben, die seiner Teilnahme wert sind. Ich fühle eine gewisse Freude dabei, wenn ich so mitten unter den anderen in einer Art von Einsamkeit lebe, von der niemand weiß. Du warst mir in meiner Einsamkeit oft, was das Echo dem Dichter sein möchte, der sich seine eigene Poesie wieder darstellen will, das heißt, ich sprach bei Dir alles, als wenn ich allein wäre, sprach nicht um Deinetwillen, sondern um Gottes willen. und in dieser Hinsicht ist mir auch das Echo ein großmütiger Freund, ein lieber Freund, dem ich ewig Dank schuldig bin und den ich zum

Teil an Dir abverdienen will durch Treue, Wahrheit und Teilnahme an Deinem Schicksal, durch Ehrerbietung gegen Dein Gemüt, wenn Du Dich mir nur nicht entziehen willst, wenn Du nur immer Dein Vertrauen zu mir stärken und erhalten willst. Wir haben ja doch nichts anderes auf der Welt als dies, aber dies eine ist auch ein Stamm, der einstens einen grünen Zweig hervorbringen soll (und lache nicht über das, was Ich hervorbringen will).

Dem alten Klausner teile meine Briefe manchmal mit, wenn Du glaubst, daß sie bedeutend genug sind, um ihm Freude zu machen, und lasse sein getreues Herz nicht verschmachten, gib ihm etwas von unseren ehemaligen Zusammenkünften preis und unterhalte und bilde seine Liebe zu mir, er hat Energie.

Von unserer Wohnung will ich Dir auch etwas sagen, Meline und ich haben ein sehr schönes Schlafzimmer, welches gleicher Erde mit dem daranstoßenden Garten ist und in welchem gerade eine Hecke dicht vor den Fenstern hergeht, aus dem Schlafzimmer geht man in das, worin wir lernen, welches aber von einem hohen Berge die Aussicht über die Stadt ins weite, weite Feld hat, gelt Du, sehr schön! Ich bin meistens allein in

diesem Zimmer, und wenn Meline da ist, so merke ich sie nicht einmal, so lieb und gut und still ist sie, und ich bin froh, mit ihr zu wohnen. Savigny und Gunda wohnen in ihrem eigenen Häuschen, wo wir auch zu Mittag und zu Nacht essen, und wenn Savigny lustig ist, so bin ich immer sehr froh und glücklich; wenn er sein Kind betrachtet und Freude an ihm hat, so betrachte ich ihn und habe auch Freude an ihm und wünsche dabei, ich hätte auch einen Vater, der mich betrachtet und Freude an mir hätte; wie wollte ich mich ihm zu Gefallen so freundlich und artig geberden. Adieu, Gott sei mit Dir, wie habe ich mir zu Gefallen doch so viel mit Dir geplaudert. Von meinem Lernen schreibe ich Dir nächstens.

Bettine.

Die Bettine will haben, ich soll Dir sagen, daß ich diesen Brief gelesen habe. Ich sage noch mehr, nämlich, daß mir alles, was ich seitdem von Dir höre, über Erwartung wohl gefällt und daß ich Dir in diesen Tagen ordentlich schreiben werde.

Savigny.

*

Frankfurt (April 1806).

Ich hätte gern, daß Du der Gerechtigkeit und unserer alten Anhänglichkeit zu lieb mir noch eine Viertelstunde gönntest, heut oder morgen; es ist nicht, um zu klagen, noch um wieder einzulenken. Beides würde Dir gewiß zuwider sein und von mir ist es auch weit entfernt. Denn ich fühle deutlich, daß nach diesem verletzten Vertrauen bei mir die Freude, die Berechnung meines Lebens nicht mehr auf Dich ankommen wird wie ehemals, und was nicht aus Herzensgrund, was nicht ganz werden kann, soll gar nicht sein.

Indessen fühle ich immer noch, daß Du Ansprüche auf meine Dankbarkeit machen kannst, obschon sie Dir wenig nützen kann. Ich habe manches, was ich nicht für Dich verloren möchte gehen lassen, dies alles hat ja auch nichts mit unserem zerrütteten Verhältnis gemein, ich will auch dadurch nicht wieder anknüpfen, wahrhaftig nicht! im Gegenteil, diese Ruinen (größer und herrlicher, als Du vielleicht denkst) in meinem Leben sind mir ungemein lieb, und wenn ich an Goethes Wandrer dabei denke, so wird mir ganz wohl und leicht dabei, ich versteh' ihn dann dreifach.

Ich habe mir statt Deiner die Rätin Goethe

zur Freundin gewählt, es ist freilich was ganz anders, aber es liegt was im Hintergrunde dabei, was mich selig macht, die Jugendgeschichte ihres Sohnes fließt wie kühlender Tau von ihren mütterlichen Lippen in mein brennend Herz, und hierdurch lern' ich die Jugend anschauen, und hierdurch lern' ich, daß seine Jugend allein mich erfüllen sollte, eben deswegen auch mache ich keine Ansprüche mehr auf Dich.

Du hast zur Clodin gesagt, ich wüßte, warum Du Dich mit mir entzweit hättest. Ich weiß es aber nicht und ich denke, Du wirst es billig finden, meine Fragen darüber zu beantworten, nicht um Dich, sondern um mich zu berichtigen. Ich habe bis jetzt geglaubt, der Creuzer hab' etwas gegen mich, oder die Servieres hätten mir die Suppe versalzen; es sei dem allen nun, wie ihm wolle, ich verspreche Dir, mich nicht weißbrennen zu wollen, wie Du vielleicht denkst, oder Dir Vorwürfe zu machen, erlaub also, was ich fordern kann.

Wenn mir mein Freund das Messer an die Kehle gesetzt hätte und ich hätte so viele Beweise seiner Liebe, so freundliche, so aufrichtige Briefe von ihm in Händen gehabt, ich würde ihm dennoch getraut haben. Die Briefe mußt Du mir wieder geben, denn Du kömmst mir falsch vor, so

lang Du sie besitzest, auch leg' ich einen Wert darauf, ich habe mein Herz hinein geschrieben,

Bettine Brentano.

Die chronologische Ordnung, die ich den Briefen gegeben habe, ist für den dritten und vierten Brief ganz unzweifelhaft. Der dritte (Seite 153—158) spricht von Marburg, dem alten Festungsturm, den Bettina in ihren gedruckten Briefen so oft beschreibt und poetisch ausschmückt, schildert auch die Stimmung ihrer Umgebung (Savignys und der Seinen) über ihre Extravaganz völlig wie in den gedruckten, aus Marburg stammenden Briefen, die nach den obigen Ausführungen nur dem Winter 1805 angehören können. Der vierte (Seite 159—161) ist sicher der letzte der ganzen Korrespondenz, unmittelbar vor der faktischen Trennung. Der Brief mit den Anfangsworten: „Lieber Günther" (Seite 142—148) muß die erste Stelle einnehmen, weil die Gedichte der Günderode Anfang 1804 erschienen und gewiß bald gelesen wurden, weil ferner hier der Aufenthalt Karolinens auf Trages bei den eben vermählten Savignys vorausgesetzt wird (siehe oben Seite 41). Der Brief mit den Anfangsworten „ich möchte Dir" (Seite 148—153) gehört dann an die zweite Stelle, weil die darin angeführte Rezension erst im April erschien.

Die Briefe sind vor allen Dingen deswegen wichtig, weil sie, wie gleich die Notiz am Anfange, lange Pausen

in dem Briefwechsel konstatiren, ferner weil sie eine gewisse Entfremdung, Spannung des Verhältnisses zeigen. Aber sie bieten auch köstliche Beiträge für das springende Wesen Bettinas, ihr liebedürstendes Gemüt, ihr feinsinniges Empfinden der Natur, ihre Hochschätzung der Poesie Anderer und ihr geringes Zutrauen zu ihrer eigenen poetischen Kraft, zugleich freilich ihre ganze Eigenwilligkeit und ihre völlige Ungerechtigkeit gegen andere, namentlich ältere Personen. Die von Bettina hier angedeuteten Dinge, ihr Geschichtsunterricht, ihre Musikstudien, ihre Beschäftigung mit dem Zeichnen werden in den gedruckten Briefen gleichfalls behandelt. Man kann die hier gegebene Darstellung mit einer kurzen Melodie vergleichen, die dort mit unendlichen, oft ermüdenden Variationen verbrämt wird.

Bettina schreibt häufig über den Geschichtsunterricht, den sie dreimal wöchentlich bei dem Lehrer Arenswald nahm (vgl. „Die Günderode" Seite 96, 127), über die trockenen Aufzählungen der ägyptischen Könige, während sie Näheres von der menschlichen Physiognomie jedes einzelnen wissen wollte. Karoline ermahnte sie, eine Weile dabei zu beharren, und suchte ihr den Nutzen darzulegen, den geschichtliches Wissen für den Augenblick, aber auch für die Zukunft ihr bringen müsse. (Vgl. besonders noch a. a. O. S. 102, 108, 113.) Auch der musikalische Unterricht — der Lehrer hieß

Hoffmann — wird mehrfach berührt (vgl. a. a. O. S. 100).

Von Einzelheiten ist folgendes zu erwähnen. Der Seite 142 erwähnte Brief „von der Hessenpost“ ist offenbar aus Marburg, ein Brief von Clemens; merkwürdigerweise findet sich das hier mitgeteilte große Lob, das Clemens über die Gedichte der Günderode ausspricht, nicht im „Frühlingskranz“, wo Bettina doch so manche Aeußerungen ihres Bruders über die Freundin wiedergibt. Der „alte Klausner“ (Seite 157) und „Clodin“ (Seite 160) ist die im Brentanoschen Hause allgemein verehrte Claudine Piautaz (Steig „Arnim und Brentano“ I Seite 73), jedenfalls dieselbe wie die oben (Seite 41) erwähnte Clödchen.

Ueber diese Claudine heißt es ferner an einer Stelle eines noch unten zu benutzenden Brieffragments eines unbekannten Schreibers.

> „Claudine ist immer noch nicht besser. Sie grüßt Dich in ihrer Herzlichkeit und auch Dein Schwesterlein. Wir haben Sie nun einem andern Aeskulap in die Hand gegeben und hoffen, daß nun dieser aus dem echten Stamm ist.“

Die Seite 157 gegebene Schilderung der Zimmer Bettinas und ihrer Schwester, sowie der Wohnung Savignys stimmt, wie mir scheint, nicht recht zu der poetischen Ausmalung, die Bettina in ihren gedruckten

Briefen von diesen Räumen gibt. Mit der Rezension Goethes über jetzige Dichter (Seite 149) kann recht wohl die berühmte große Besprechung über Voß' Gedichte gemeint sein, die zuerst in der „Jenaer Literaturzeitung" vom 16. und 17. April 1804 erschien und jetzt zum Beispiel bei Hempel, Band 29, abgedruckt ist und ungefähr an das anklingt, was Bettina als Goethes Meinung berichtet.

Die wichtigste Stelle dieser Briefe Bettinas ist aber offenbar die über die Mutter Goethes (Seite 160). Sie bringt zwar nichts wesentlich Neues, aber eine merkwürdige und dabei herrlich ausgedrückte Bestätigung einer Nachricht, die bisher ein gewisses Bedenken erregen mußte. In dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" kommt nämlich die Stelle vor (I, Seite 67): „Am zweiten Tag ging ich des Wegs, wo ihre Wohnung war, da sah ich die Wohnung von Goethes Mutter, die ich nicht näher kannte und nie besucht hatte; ich trat ein. Frau Rath, sagte ich, ich will Ihre Bekanntschaft machen, mir ist eine Freundin in der Stiftsdame Günderode verloren gegangen und die sollen Sie mir ersetzen; — wir wollen's versuchen, sagte sie und so kam ich alle Tage und setzte mich auf den Schemel und ließ mir von ihrem Sohn erzählen."

Der an letzter Stelle mitgeteilte Brief ist ganz gewiß der letzte, den Bettina an Karoline geschrieben hat.

Ihre Angabe („Goethes Briefwechsel mit einem Kinde"), die unmittelbar auf die eben mitgeteilten Worte folgt, sie habe die Berichte, die sie aus dem Munde von Goethes Mutter vernommen, an die Freundin geschickt, ist gewiß unrichtig. Von einem besonderen persönlichen Interesse Karolinens für Goethes Jugend ist wenig oder nichts bekannt. Allerdings befindet sich, wie schon kurz erwähnt, der von Bettina („Die Günderode" Seite 405) bruchstückweise mitgeteilte Brief Goethes an Jacobi abschriftlich in Karolinens Nachlaß. Aber diese Mitteilung eines gedankenreichen Briefs, der mit dem Ideenkreise Karolinens verwandt war, berechtigt nicht, eine besondere persönliche Teilnahme der Genannten an Goethes Jugendschicksalen anzunehmen. Ebenso wenig zutreffend ist Bettinas Angabe, sie habe von Karolinen aus ihrem letzten Aufenthalt in Winkel Nachrichten erwartet, denn der oben mitgeteilte Brief ist so völlig ein Abschiedsbrief, daß eine weitere Korrespondenz, da die von Bettina gewünschte Aussprache ganz gewiß nicht stattgefunden hat, überhaupt undenkbar ist.

Ueber die Motive der Trennung ist schon oben andeutungsweise gesprochen worden. Bei einer so geheimnisvollen tiefen Natur wie der Karolinens, bei einem so lebenatmenden, impulsiven, leicht von einem zum andern springenden Wesen, wie dem Bettinens war ein Bruch unvermeidlich. Die Ahnung eines Bruches,

freilich eines, der durch einen frühzeitigen Tod hervorgerufen würde, kommt in manchen Briefen Bettinens zum Ausdruck. Mag auch das, was Bettina in dem Briefwechsel mit Goethe über Karolinens Selbstmordgedanken und ihre Spielereien mit einem ihr gehörenden Dolche erzählt, Fabel und die gelegentliche Polemik der Bettina („Günderode" Seite 27) gegen den Selbstmord eine später eingefügte Stelle sein, so wird andererseits das Wort, das Bettina der Freundin mehrfach in den Mund legt: „recht früh sterben", gar wohl ihren Gedanken entsprechen. Das Leben bot ihr wenig. Sie hatte ein sehr geringes Vermögen und war daher nicht in der Lage, ihr Leben nach eigenem Gutdünken zu gestalten; sie hatte eine zarte Gesundheit und war von manchen Leiden heimgesucht, die sie an dem vollen Gebrauch ihrer Kräfte hinderten, manche Freude des Lebens, selbst die Lektüre erschwerten; endlich aber erlebte sie das Schlimmste, was einem Weibe beschieden ist: Täuschung in der Liebe, ja geradezu Betrug seitens des Geliebten.

Daß sie ehedem Savigny liebte, aber ihn nicht erlangen konnte, wissen wir. Sie mag auch sonst mannigfach als ganz junges Mädchen für Männer geschwärmt haben. Denn die leichte Entzündlichkeit von Karolinens Herz wird vielfach, freilich nicht von ganz einwandfreien Zeugen, bestätigt. Am 11. April 1805 schreibt

Clemens an seine Gattin (die folgenden Stellen aus Steig, Arnim, Bd. I): „Die Günderode, die Vertraute Bettinens, welche einige mir unbekannte Liebesverhältnisse hier hat, hat dieser den Winter Geschichte gelehrt, ihr Mahomet wird jetzt bei Wilmanns gedruckt; sie ist nichts weniger als unglücklich oder traurig, sie ist recht ernsthaft und hat an Bestimmtheit gewonnen, ich sah sie einmal, sie geht ungern in unser Haus." Sehr merkwürdig, aber kaum glaublich ist der Bericht, den gleichfalls Clemens an Arnim schickte (16. Juli 1806), Leo von Seckendorf sei in Frankfurt herumgelaufen, „die Günderode hat sich in ihn verliebt". Andererseits ist Arnim geneigt, Brentano als einen der Liebhaber der Günderode hinzustellen. Denn als Brentano nach Heidelberg zurückkehren wollte, schrieb ihm Arnim (6. Februar 1808), dem stehe entgegen, „daß Du mit den meisten Leuten versetzt bist", zum Beispiel glaube „Creuzer, daß Du ihm die Günderode hast entführen wollen."

Dafür, daß die Freunde ihr eine leichte Hinneigung zu Männern zuschrieben, spricht auch das folgende Stück aus dem Fragment eines nicht unterschriebenen Briefes, dessen Handschrift mir unbekannt ist:

„Der Herr N. N. mag wohl in seiner Jägerkleidung eine für Dein Herz gefährliche Form haben. Allein in der Entfernung scheint mir der

Spanier, der sich nicht will blicken lassen, unbewußt seiner, einen fürchterlichen Plan gegen Deine Ruhe im Schild zu führen. Ich ahnde in ihm den Helden aller eurer Abenteuer; und bitte Dich, dieser Ahndung gemäß zu handeln und womöglich zu fühlen."

Aber die Leidenschaft ihres Lebens war Creuzer. G. F. Creuzer war ein gelehrter Philologe und Historiker, der sich besonders um die Ausgabe und Erklärungen der griechischen Geschichtsschreiber Verdienste erwarb, auf Savignys Anregung sich mit römischen Altertümern beschäftigte, später sich der neuplatonischen Literatur zuwandte und der antiken Denkmälerkunde manchen Beitrag widmete, seinen Namen aber hauptsächlich an symbolische und mythologische Studien knüpfte, denen sein von 1810 bis 1812 erschienenes, 1819 bis 1821 völlig umgearbeitetes, zu seiner Zeit großes Aufsehen erregendes Hauptwerk gewidmet ist. Ein Urteil über dieses Werk und seine Bedeutung kann hier nicht versucht werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß seine Ansichten von den Romantikern, die Creuzer zu den Ihren rechneten, außerordentlich gepriesen, bei anderen Zeitgenossen dagegen schon beim Erscheinen oder unmittelbar nachher heftigen Widerspruch fanden. Den meisten Zeitgenossen galt der häßliche, später infolge mancher Aeußerlichkeiten absonderliche, um nicht zu sagen,

lächerliche Mann als der Typus eines deutschen Professors, dem wohl die wenigsten leidenschaftliche Empfindungen zutrauten und dem gewiß keiner die Erregung heftiger, verzehrender Neigung zuschrieb.

Creuzer, geboren 10. März 1771, gestorben 16. Februar 1858, hatte sich in Marburg, seiner Geburtsstadt, wo er als Professor von 1798 bis 1804 lebte, mit der um 13 Jahre ältern Witwe des Professors Leske verheiratet, deren Kinder nun unter seiner Fürsorge aufwuchsen, und lebte von 1804 an in Heidelberg. In seiner Selbstbiographie (Deutsche Schriften V, Darmstadt und Leipzig 1848) gedachte er jener Lebensepisode mit keinem ausdrücklichen Worte; nur in zwei Anspielungen kam er darauf zu reden. Die eine findet sich bei der Schilderung des Savignyschen Kreises in Marburg, wo es heißt (Seite 27): „Ich bin es der Wahrheit schuldig, zu bemerken, daß ich fast lauter erfreuliche Erinnerungen aus jener Zeit aufbehalten habe.“ Die andere bei der Darstellung der ersten Heidelberger Zeit (Seite 38), bei der er meint, er habe viel Lob und Anerkennung gefunden, „wenn ich auch jene Zeit als eine Periode schwerer Seelen- — und Körperleiden stets in ernster Erinnerung behalten werde.“ Einer der wenigen Biographen, die Creuzer gefunden hat, K. B. Stark (die Biographie

wieder abgedruckt in Vorträgen und Aufsätzen, herausgegeben von G. Kinkel, Leipzig 1880) sagt: „Creuzer hatte mit schwerem innerem Kampfe im Frühling 1806 den gefährlichen Irrweg einer Lösung der lang bestehenden Familienbande unter der Obmacht einer romantischen Liebe zu der Stiftsdame Karoline von Günderode glücklich am entscheidenden Wendepunkt abgewiesen. Dem tragischen Ereignis ihres freiwilligen Todes war die innere Umkehr Creuzers vorausgegangen.“ In Anmerkungen dazu (Seite 486) sagt der Verfasser oder Herausgeber: „Nachforschungen, die wir durch befreundete Hand anstellen ließen, ergaben, daß der Briefwechsel zwischen ihr und Creuzer, welcher in den Händen ihrer nächsten Freundin, der Frau Methingh [?] geschiedenen Frau von Nees von Esenbeck, sich lange befand, nach dem Tode derselben verbrannt worden ist.“ (Es soll jedenfalls heißen: Frau von Nees geb. von Mettingh.)

Auch in dem mir vorliegenden Teile des Nachlasses der Günderode ist keine Spur eines Briefwechsels zwischen ihr und Creuzer zu finden. Selbst über den Beginn der Bekanntschaft werden wir durch die neue Quelle nicht unterrichtet. Man könnte nur die Vermutung wagen, daß Karolinens Bekanntschaft mit Creuzer durch den Theologen Daub vermittelt worden sei, der wahrscheinlich schon von Marburg her mit Creuzer in engster

Verbindung stand. Daub seinerseits wurde durch seine Frau dem Kreise der Günderode nahe gebracht.

Daubs Frau nämlich ist Sophie Blum aus Hanau und war mit den Günderodischen Mädchen befreundet. Daub war 1794 nach Hanau aus Marburg wegen seiner Anhänglichkeit an die kantische Philosophie strafversetzt worden. Er lernte bald das viel jüngere Mädchen kennen (er ist 1765 geboren), zögerte aber ein ganzes Jahr, ehe er sich erklärte. Die Ehe wurde im Herbst 1796 geschlossen, unmittelbar vor Daubs Uebersiedelung nach Heidelberg, die Frau überlebte den am 19. November 1836 verstorbenen Gatten.

Diese Sophie Daub muß den Schwestern Günderode sehr nahe gestanden haben. In den Briefen Charlottens an Karoline wird sie als eine Vielumworbene genannt; Daub, der den Sieg davontrug, lebte nach derselben Zeugin sehr glücklich mit ihr. Auf diese Sophie (Sophie Brentano, Clemens' Schwester, kann es nicht sein, weil sie unverheiratet 1800 starb, Sophie, Clemens' Frau auch nicht, weil sie 1801 nicht in Karolinens Nähe lebte) beziehe ich auch das nachfolgende Stück aus einem Briefe der Karoline an Herrn von Hoim, den Vermögensverwalter der Günderodischen Familie (14. November 1801):

„Sophie hat uns nicht von unserer Mutter zu entfernen gesucht, sondern, welches wir nur

allein wissen können, hat uns immer mit Liebe und Achtung von ihr gesprochen. Ich hätte Zusammenkünfte bei ihr gehabt? Das ist, wie ich auch am besten wissen muß, nicht wahr. Sie war es, die mir immer von diesem Verhältnis abriet. Was Sie von Sophiens Gesinnung gegen ihren Mann sagen, übergehe ich mit Stillschweigen. Der Gegenstand scheint mir so delikat, so ganz außer der Sphäre eines dritten, daß er nicht zur Unterhaltung eines Fremden dienen kann."

Freilich handelt es sich in dieser Stelle, die man auch als neuen Belag dafür annehmen kann, daß man Karoline mancherlei Beziehungen zu Männern zuschrieb, schwerlich um Creuzer, da es kaum glaublich erscheint, daß ein derartiges Verhältnis fünf Jahre lang gedauert haben sollte.

Während wir daher über die Anknüpfung des Liebesverhältnisses durch unsere Quellen nicht unterrichtet werden, empfangen wir über die Beziehung selbst einige höchst merkwürdige Nachrichten, die, ohne uns völlige Aufklärung zu verschaffen, doch geeignet sind, manches neue Licht auf diese seltsame und so folgenreiche Verbindung zweier merkwürdigen Menschen zu werfen.

Die Mitteilungen mögen in einer vermutungsweise richtigen Aufeinanderfolge — auch die Briefe der Lisette sind undatirt — gegeben werden. Lisette schreibt:

„Sickershausen 3. April. Von Creuzer kann ich mir doch gar keine rechte Vorstellung machen: Deine und der Hayden Aeußerungen über ihn betreffen nur immer eine Seite seines Gemütes; wenn Du einen Brief von ihm hast, der nicht gerade etwas besonderes betrifft und mir eine Anschauung von ihm zu geben vermag, so teile mir ihn doch mit."

Später ist gewiß die folgende Aeußerung:

„Ich freue mich, daß Du an Creuzer einen Freund gefunden hast, der Dich liebt und versteht. Es gibt deren wenige für Dich, aber auch Clemens solltest Du nicht entfernen, Du liebst ihn zuweilen, wenn Dich seine Poesie hinreißt; Du glaubst ihm auch, was er Dich lehren will, nur mich dünkt schon, aus Deiner eigenen Kraft könntest Du Deinem äußern Leben den Ausdruck der Freiheit des innern geben. Ohne es zu wollen, hast Du durch Herausgabe Deiner Gedichte Dir schon ein leichtes Spiel gemacht."

Dann muß noch im Jahr 1804 — aus demselben Jahre stammen die eben mitgeteilten zwei Bruchstücke — Lisette durch Karolinens Vermittlung mit Creuzer in direkte Verbindung gekommen sein. Noch später (24. Februar 1806) läßt sie durch Karoline ihren Dank für die von jenem erhaltene Uebersetzung der Fiammetta (von

Sophie Brentano-Mereau) ausdrücken. 1804 aber schrieb sie:

„Vor einigen Wochen erhielt ich einen Brief von Creuzer. Sein stiller Schmerz rührt mich. Verzeihe mir, ich wünsche, die vorige friedliche Unbefangenheit seines Innern wäre ganz so wiederhergestellt; ich achte ihn als geistvollen Gelehrten, denn er scheint die Alten würdiger aufzufassen als Viele. Seine Schrift über die historische Kunst der Alten ist in der Jenaischen Literaturzeitung angezeigt und rezensirt wahrscheinlich von Savigny, der manches daran rügt, was Creuzer ganz anders und besser verstand. Ich habe Creuzer dieser Tage geantwortet und hoffe, daß mein Brief dennoch richtig ankommen wird, obgleich ich seine Adresse nicht genau wußte . . . Hast Du Wilhelm Tell von Schiller schon gelesen, so sage mir doch, was Du davon hältst. Wir haben ihn immer noch nicht bekommen. Je mehr ich Shakespeare kennen lerne, desto klarer wird mir Schillers Mangel an Originalität. Jeder seiner Charaktere läßt sich in Shakespeare nachweisen. Nees las mir neulich eine kleine Broschüre über Kants letzte Lebensjahre. Weißt Du, daß Kant in diesem Jahre auf Deinen Geburtstag zur Zeit der Sonnenfinsternis starb?“

(Kant starb am 12. Februar 1804, Karolinens Geburtstag ist der 11. Februar.)

Schon aus diesem Briefe geht die trübe Stimmung der Liebenden hervor. Aber sie erscheint nur traurig, nicht trostlos. Den Beginn der Trostlosigkeit dagegen erkennt man aus dem folgenden undatirten Briefe einer mir sonst völlig unbekannten Schreiberin. Lisette ist es gewiß nicht: man muß an eine in der Nähe Frankfurts, auf dem Lande, auf einem Gute lebende, mit Frankfurter Familien eng befreundete, ja verwandte, zugleich Karolinen sehr nahestehende Dame denken, am nächsten liegt es, Karoline von Barkhausen (oben S. 9 ff.) als Schreiberin zu vermuten. Ihr Brief lautet:

(Den 11. August? 1805?)

Ich kann mich nicht recht freuen, Dich wieder zu sehen, weil Unglück es ist, was Dich früher mir wieder gibt. Könnte ich so gut einen Plan, Dich glücklich zu machen, auffinden als die Möglichkeit Cr. zu sprechen, dann wollte ich fröhlich sein. Wahrscheinlich sind es die Ferien, wo Cr. herkommen soll, um diese Zeit bin ich noch hier; dann kann ich Dir meinen Saalschlüssel geben und ihr gehet von eins bis vier Uhr dahin, dies ist die Zeit, wo ich beinah gewiß sein kann, daß niemand von den Meinen da ist. Wenn ihr nur

ohngefraget vor den Guaitaschen Mädchen vorbei kommet, so sehe ich kein anderes Hindernis. Einmal kann auch Cr. hier haußen bei uns sein, mit uns essen und den Abend können wir zusammen auf die abgelegene Wiese gehen. Aber dies alles sind Palliative; wüßte ich doch ein Mittel, das Dich ganz mit ihm vereinigte! Ich will Dir Cr. Brief schicken, es macht Dir doch wohl Freude. Mir scheint nicht, als sehe er die Möglichkeit einer Vereinigung; nur ein Wunder kann euch zusammenführen: Tod oder Geld; beides liegt in des ewigen Schicksals Hand und unergründlich ist sein Wollen. Glaubst Du nicht mit Minens und Hektors Einwilligung unter angenommenen Namen weg zu können und mit Sophiens Wille bei Cr. zu sein? Mine scheint milder zu sein und Hektor ist gut, überlege es wohl. Glaubst Du nicht, daß es sie beruhigen würde, wenn Du für die übrige Welt tot wärest, für ihren Ruhm Deinen Namen aufgäbest? Ich glaube aber, daß Cr. Dich zu sehr liebt, um dies Aufgeben Deiner selbst zu dulden. Es ist Dir nicht genug, zuweilen etliche Wochen um Cr. zu sein, das könnte ich in der Folge wohl einrichten! Beste Lina, wie nichtig ist alles, ein Fiebertraum das schönste Leben, ist es bedeutend für das ewige

Sein, ob ich schrecklich oder angenehm träumte? Nur das ist traurig, daß auch das wie das Erwachen uns verborgen ist. Gott segne Dich, Engel, und gebe Dir Trost!"

Der abenteuerliche in diesem Briefe entwickelte Plan, mit dem Geliebten zu leben, der übrigen Welt aber zu entsagen, mag Karolinens romantischer Gemütsart wohl zugesagt haben. Sie entwickelte ihren Plan der Freundin Lisette und empfing von dieser eine Antwort, die Herz und Verstand dieser Frau im besten Lichte zeigt. Der Brief, der, wie fast alle hier in Betracht kommenden Schriftstücke, undatirt ist, gehört gewiß in die letzte Zeit von Karolinens Leben, Ende 1805 oder Anfang 1806. Leider bricht er in der Mitte ab, trotzdem ist er durch seine Ratschläge, Warnungen, Mitteilungen über Stimmung und Gesinnung der Beteiligten ein ungemein wertvolles Aktenstück. Der am Schluß angedeutete Freund ist wohl Daub. Der Brief selbst, soweit er erhalten ist, lautet wie folgt:

„Du sagtest mir schon früher einmal, daß Du Wohlgefallen an einem Leben haben könntest, das Tod für alles, aber desto frischeres Leben für alles Schöne und Große enthielte; ich freute mich damals selbst dieses Gedankens; aber erinnere Dich

dabei, wie er damals auf Veranlassung Deiner Neigung zu Savigny entstand und Du es schön fandest, mit ihm und Gunda so vereint zu leben. — Wie Du jetzt diese Idee wieder erneuerst, ist sie nicht schön, nicht gut und nicht groß. Von allem diesem nur ein Afterbild. Da Du ganz ohne Leidenschaft handelst, so darf ich allen Anspruch auf Deine Besonnenheit machen, Dir aber schwindet alles vor der einzigen Idee, die Du dabei selbst verkennst. — Du hast Dich selbst überredet, Dein einziger Zweck sei, C. glücklich zu machen, und doch ist es nur die Ausführung dieses Wunsches, dem Du Creuzer und Dich opferst. — Sage mir doch, wie meinst Du es mit diesem Glücklichmachen Creuzers? Du willst mit ihm gehen als Mann und sein Freund sein. C. liebt Dich ganz, Deine Seele und Deinen Leib, — entweder sein Leben ist ewiger Kampf, den er nimmer zu ertragen im stande ist, wenn er Dich liebt, oder er widerstrebt nicht lange. Hier wird er Dir widrig, wenn Du kein Gefühl für ihn hast und die Natur in ihm doch nur stärker ist, nicht als seine Liebe oder Treue, sondern als Deine unnatürliche Forderung, oder Du ergibst Dich ihm und stirbst dann. — Sage mir, wo ist hier Creuzers Glück? Sein böses Schicksal muß er verfluchen!

Noch unglücklicher kann er aber durch Dich werden. Du lebst in Männertracht bei ihm unter Männern. Glaubst Du, daß es möglich sei, ihnen lange Dein Geschlecht zu verbergen? Wenn man es erfährt, so ist seine Ehre auf der ganzen Universität sehr angegriffen und Du stehst dem Urteil der Welt so bloßgegeben da, wie Du es nie als Weib sein würdest. — Du mußt ihn verlassen, nicht wahr? oder unter den vielen Männern gewinnt einer Deine Liebe. Schönheit und Jugend reizt gewaltsam Deinen Sinn oder auch nur Deine Phantasie; liebt C. Dich, so wird er unglücklich und das um so mehr, je weniger er Dich beschränken will. — Glaubst Du, daß in dem Kampf, den C's. Leiden und sein edler Sinn auf der einen und Deine Liebe auf der andern Seite in Dir erregen müssen, Du einen andern Ausweg suchen wirst als den Tod? Für Dich ist es leicht, aber Du wolltest ja C. beglücken! Ich habe hier das alles bloß in Hinsicht auf ihn erwähnt, um Dich aufmerksam zu machen, wie Du selbst diesen angeblichen Zweck verfehlst. Du würdest Dich eine Zeit lang leicht in diesem Element bewegen. Das Wunderliche und Abenteuerliche ist Dir reizend; wann aber sein Reiz erblassen würde, könnte ich Dir leicht aus denselben Gründen

prophezeien. Du fürchtest den Tod nicht; aber für wen würdest Du denn eigentlich sterben?

Die Phantasie würde sich an Dir rächen, daß Du sie aus ihrem eigentümlichen Gebiete der Poesie und Kunst in die bürgerlichen Verhältnisse hast übertragen wollen, wo sie stirbt und Dich verzehrt.

Creuzer liebte Dich erst, weil er in Deinen Blicken Liebe zu lesen glaubte; seine Liebe war nicht heftig und gewaltsam, denn ohne den Vorschlag seines Freundes hätte er sich mit einem Verhältnisse begnügt, das ihm Dich öfters zu sehen erlaubt hätte.

Er ist es, der Dir seine äußere Existenz —"

Der eben mitgeteilte Brief ist auch deswegen ungemein wichtig, weil er als Vorspiel zum fünften Akte der Lebenstragödie Karolinens bezeichnet werden kann. Denn einen tragischen Abschluß mußte dies Leben haben. Karoline kämpfte den vergeblichen Kampf zwischen Mädchenehre und Leidenschaft, Creuzer den zwischen der Lust am bequemen, bürgerlichen, durch die Achtung seiner Mitbürger und Genossen verschönten Wohlleben und der Verpflichtung, die er mit Worten oder Thaten einer Unschuldigen gegenüber eingegangen war. Mochte, wie aus dem letztangeführten Zeugnis hervorgeht, seine

Leidenschaft, wie sie erst der des Mädchens entkeimt war, der starken, fortreißenden des Weibes nicht völlig gleichen, allmählich wich er der Forderung eines gemeinsamen Lebens, die Karoline stellte.

Denn daß Creuzer schließlich mit ähnlicher Leidenschaft wie Karoline dachte und fühlte, geht aus der Stelle eines seiner Briefe an Savigny hervor (mitgeteilt von G. Weber, Heidelberger Erinnerungen Stuttgart 1886, S. 110 ff.; auf dies Buch hat mich E. Jeep freundlich aufmerksam gemacht): „Das Uebermaß ist Gebot und Sinn meines Lebens geworden. Das fühlte ich schon längst, jetzt aber weiß ich's. Ohne Maß lieben, hoffen ohne Maß, verzagen ohne Maß ist der Ton meines Lebens, innerlich betrachtet, und ohne Maß arbeiten ist das äußerliche Gebot. So viel siehst du aus meiner dürftigen Mitteilung, daß ich in der Seligkeit unglücklich bin." Er fluchte in demselben Briefe dem Zwange, an seine ältere Frau gefesselt zu sein. Nur an ein freiwilliges Scheiden aus dem Leben wollte er nicht denken und gestand sogar, Karoline, „welche Ideen der Art gern nährt", entschieden widersprochen zu haben.

Von Karolinens Seite besitzen wir kein briefliches Geständnis ihrer Liebe. Wohl aber wurde vor einigen Jahren (Weber a. a. O. S. 220 fg.) ein Gedicht bekannt, das ihre Stimmung kennzeichnet. Seine Authenti-

zität scheint mir freilich nicht über alle Zweifel erhaben. Es ist eine seltsame Mischung irdischer und himmlischer Stimmung; fast möchte man einen wirklichen Engel, keinen Menschen als Adressaten sehen. Der Anfang des Gedichts lautet:

An meinen Heiligen.

Den Weisen aus dem Morgenlande
Ging einst ein heller Stern voran
Und führte treu sie ferne Pfade,
Bis sie das Haus des Heilands sahn.
So leuchte über meinem Leben,
Laß glaubensvoll nach dir mich schaun,
In Schmerzen, Tod und in Gefahren
Laß mich auf deine Liebe traun!
Mein Auge hab' ich abgewendet
Von allem, was die Erde gibt,
Und über alles, was sie bietet,
Hab' ich dich, Trost und Heil, geliebt.

Dann heißt es:

Mein Herz ist still, die Stürme schweigen,
Mir g'nügt es, dich im Geist zu schaun;
Dich ewig liebend zu betrachten,
Auf deine Liebe still zu baun.

Doch gewiß versuchte das Mädchen, von Zeit zu Zeit der Resignation sich zu entwinden, sie hing dem Gedanken nach, mit dem Geliebten vereint zu werden.

Es scheint nach dem, was gleich darzulegen ist, daß Creuzer ein bestimmtes Heiratsversprechen gab, dessen Erfüllung die Scheidung von seiner Frau vorausgehen mußte. Aber eine recht freudige Stimmung mochte weder bei ihm noch bei der Geliebten aufkommen.

Vielmehr hatte Karoline, durch das lange Zögern ihres Freundes veranlaßt, wohl mit dem Leben abgeschlossen. „Sie konnte nicht leben ohne Liebe, ihr ganzes Wesen war aufgelöst in Lebensmüdigkeit," schrieb nach ihrem tragischen Ende ihre intime Freundin Susanna von Haiden, geborene von Mettingh, die von sich selbst bekannte: „Kein Mensch kannte diesen Engel so wie ich."

Nach schweren körperlichen und seelischen Leiden war Karoline im Frühjahre 1806 mit zwei Freundinnen, Pauline und Lotte Servière, nach Winkel am Rhein gekommen, wo sie bei einem Kaufmann Mertens aus Frankfurt wohnte. Dort vollzog sich ihr trauriges Schicksal.

Ueber die Veranlassung ihres Todes war man lange nicht unterrichtet. Die erste Nachricht, die in das Publikum drang, und zwar noch zu Lebzeiten Creuzers, war die Mitteilung, die Heinrich Voß im Jahre 1806 nach Weimar gelangen ließ. Heinrich, der Sohn des bekannten Uebersetzers der Odyssee, des großen Philologen, der von Jena nach Heidelberg

gezogen war, folgte, nachdem er die letzten Jahre in Weimar in der unmittelbaren Nähe Schillers und Goethes gelebt hatte, im Herbst 1806 einem Rufe nach Heidelberg. Da er also in der kritischen Zeit nicht in Heidelberg anwesend war, so hat man seine Mitteilung, von der er übrigens behauptete, daß er sie nicht in Heidelberg, sondern in Frankfurt bei seiner Durchreise gehört habe, angezweifelt, aber, wie wir sehen werden, mit Unrecht. Sein Brief findet sich in dem literarischen Nachlaß der Karoline von Wolzogen, Leipzig 1848, Band II. Er berichtet, daß Creuzer die Absicht gehabt habe, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, und von der gefügigen Frau auch die Einwilligung dazu erhalten habe. Dann aber sei er von einer schweren Krankheit ergriffen worden, in der er von seiner Frau auf die aufopferndste Weise gepflegt worden sei. Seine fernere Erzählung mag hier mit seinen Worten wiedergegeben werden. „In den ersten Tagen des wiederkehrenden hellen Bewußtseins versammelte er seine Freunde um sich und erklärte ihnen feierlich, seine Seele habe vor Gott gestanden, jetzt erschiene ihm sein irdisches Verhältnis in einer ganz andern Gestalt; er wolle in ihrer Gegenwart seiner Frau das ihr widerfahrene Unrecht abbitten." Gegen dieses Zeugnis von H. Voß hat man zunächst seine feindliche Stellung zu Creuzer ins Feld geführt. Das geht jedoch deswegen nicht an, weil die

Feindseligkeiten zwischen beiden erst viel später begannen. Damals stand Voß mit Creuzer, namentlich mit dem diesem engverbundenen Daub noch sehr gut. (Vergl. seinen Brief an Goethe, 7. Dezember 1806, Goethe-Jahrbuch Bd. V, Seite 51). Der Vossischen Erzählung steht sodann eine nach dem Tode Creuzers von dessen Nachkommen 1862 infolge einer Aufwärmung der Vossischen Erzählung erlassene Berichtigung entgegen, des Inhalts: Creuzer sei erst nach dem Tode der Günderode an einem Nervenfieber erkrankt, nicht vorher; alle an die Krankheit geknüpften Folgerungen seien daher unrichtig. Gegen dieses Zeugnis der Nachkommen Creuzers ist darauf hinzuweisen, daß sie ein Interesse daran haben mußten, Creuzers Handlungsweise, die den Seinen zwar erwünscht, doch immerhin einen Treubruch gegen die Geliebte darstellte, in ihrem Sinn zu beurteilen und zu glorifiziren, sodann daß im Jahre 1862, also mehr als ein halbes Jahrhundert nach jenem Ereignis, schwerlich Zeugen übrig waren, die Creuzers Gesinnung genau kannten oder selbst im stande waren, sich der einzelnen Ereignisse jener entschwundenen Zeit ganz genau zu erinnern. Eine gewisse Bestätigung allerdings scheint jene Erklärung der Creuzerschen Familie durch ein Zeugnis der obengenannten Susanna zu erlangen. In einem von Schwartz mitgeteilten, an Hektor von Günderode, den Bruder Karolinens, der in

Heidelberg studirte, gerichteten Briefe, schrieb sie wenige Wochen nach dem Tode der Freundin: „So auffallend es Creuzer, da er von Linens Tod noch nichts weiß, sein müßte, wenn Sie die Sachen zurückbegehrten, so natürlich im Gegenteil wird er es finden, Linen noch am Leben wähnend, wenn ich darauf dringe; auch wird er sie leichter jetzt geben, als wenn er sie todt weiß, denn nun muß er glauben, es sei Linens eigener Wille, und wir brauchen zu keinen heftigen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen.“

Doch könnte man freilich annehmen, daß Susanna von der Erkrankung Creuzers nichts gewußt habe. Das Zeugnis Vossens aus dem Jahre 1806, das 1848 veröffentlicht wurde, erlangte 20 Jahre später, 1868, durch einen Artikel Max Rings in der Gartenlaube eine Bestätigung. Dieser Artikel gab im wesentlichen eine Unterredung wieder, die der genannte Schriftsteller im Jahre 1839 oder 1840 mit Bettina gehabt hatte. Bettina hatte, wie bereits erwähnt wurde, ihr Buch über die Günderode den Berliner Studenten gewidmet, und Max Ring unternahm es mit einigen Freunden, im Namen der Berliner Studenten, der gefeierten Schriftstellerin Dank zu sagen. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich Bettina ausführlich über ihre ehemalige Freundin und ihr tragisches Ende in einer Erzählung, die deswegen einem gewissen Zweifel begegnete, weil sie in

allen Einzelheiten, ja fast wörtlich mit dem Berichte Vossens übereinstimmte, so daß der Zweifel entstehen konnte, ob Bettina, die seit jener ersten Unterredung mit Max Ring vielfach verkehrte, nicht in einer späteren Unterredung den Vossischen Bericht zu Grunde legte oder ihrer Phantasie freien Spielraum gewährte. Alle diese Zweifel jedoch werden zurückgewiesen durch einen Brief des Clemens Brentano an Achim von Arnim Mitte August 1806, der zuerst von Reinhold Steig (Rundschau a. a. O.), jetzt in dem schon mehrfach erwähnten Buche „Achim von Arnim und Clemens Brentano" abgedruckt ist, einen Brief, der auch die Thatsache, die in dem Schreiben der Susanna angedeutet ist, bestätigt, daß Creuzer die Nachricht des Todes verborgen wurde. Die Stelle lautet: „Weißt du, daß die Günderode sich vor drei Wochen am 26. Juli zu Winkel auf einem Gute der Servière abends am Rhein erstochen hat? Ich sende dir hiebei einen Brief Bettinens, der vieles Schöne hievon sagt. Es ist Creuzers wegen. Dieser wollte sich scheiden lassen und sie heiraten; vorher trennte sie sich von allen Freunden, mutterselig allein, stößt selbst Bettinen zurück, Creuzer war hier totkrank und im Augenblicke, da er sterben will, läßt er ihr feierlich ankündigen, er werde, wenn er auch genese, sie nicht mehr sehen. Er habe in diesen letzten Wochen seine Pflicht erkannt und wolle seine Gattin behalten. Nun

ist er genesen, noch ist ihm die Nachricht verborgen, welches Genesen!" Die Vermittlerin des Creuzerschen Entschlusses, sich von Karoline zu trennen, war jene Susanna von Haiden. Aber auch an sie schrieb Creuzer nicht direkt, oder konnte seiner Krankheit wegen nicht schreiben, sondern ließ an sie eine Epistel durch Daub richten, der ja mit Karoline und den Ihren in nächster Verbindung stand.

Alles dieses erfahren wir aus dem einzig wirklich authentischen Berichte über den Tod der Karoline. Der Bericht findet sich in einem Briefe, welchen Susanna unmittelbar nach dem Tode ihrer Freundin an den Bruder schrieb (Schwartz a. a. O.). Die betreffende Stelle lautet: „Die Verbindung, in der Ihre Schwester, meine einzige Karoline, mit Creuzer stand, ist Ihnen bekannt. Beifolgende zwei Briefe von Daub an mich werden Ihnen die Lage der Dinge sagen, wie sie noch vor kurzem waren, bis ein fürchterliches Mißlingen jeder Vorsicht das Unglück Linens herbeiführte. Aus dem zweiten Brief von Daub werden Sie sehen, daß ich alles anwandte, diesen Kummer von Linen abzuwenden. Ich schrieb, da alle Vorstellungen unnütz waren, beifolgenden Brief an Lotte Servière in Langenwinkel im Rheingau, wo Karoline war, nebst beifolgendem Brief an Lina, um daß diese Linen vorbereite, allein ungeachtet ich die Adresse an Lotte mit

verstellter Hand und Stempel gemacht habe, eilte Karoline, die seit langer Zeit auf Briefe gewartet hatte, dem Boten entgegen, erbrach den Brief und ging in ihr Zimmer, von wo sie bald wieder herauskam und ganz heiter scheinend Lotte Adieu sagte, sie wolle am Rhein, wie sie oft that, spazieren gehen, kam aber nicht wieder. Beim Nachtessen wurde sie vermißt; man eilte auf ihr Zimmer, fand die erbrochenen Briefe und bange Sorge erfüllte die guten Mädchen. Sie suchten die ganze Nacht, frühe fand man die unglückliche Lina tot am Ufer; der Ihnen wohlbekannte Dolch hatte das Herz des Engels durchstochen."

Daß Karoline nach Lektüre des verhängnisvollen, nicht für sie bestimmten Schreibens mit großer Fassung noch einige Briefe schrieb, in Gesellschaft von mehreren Personen zum Abend gegessen, der Freundin mit großer Heftigkeit „Gute Nacht" zugerufen, dies alles dagegen sind Erfindungen, die Heinrich Voß in seinem schon erwähnten Briefe aus unlauteren Quellen oder mit der Absicht dramatischer Zuspitzung berichtet.

Es scheint vielmehr, daß Karoline nur einen Brief zu schreiben versuchte, nämlich an Creuzer. Sie beendete ihn aber nicht, und das Fragment dieses Briefes schickte Susanna nebst den übrigen vier in ihrem Briefe erwähnten Schreiben (zwei von Daub, zwei von ihr selbst an Lotte und Karoline, die freilich alle leider

nicht erhalten oder wenigstens nicht bekannt sind) an den überlebenden Bruder. Ebenso unwahrscheinlich wie die übrigen von Voß erwähnten Einzelheiten ist, daß die gleichfalls von Voß überlieferten Worte, die vielleicht in Daubs Brief an Susanna gestanden haben mögen, „hüten Sie die Günderode vor dem Main und vor Dolchen" (kurz vorher hatte sich ein junges Frankfurter Mädchen aus unglücklicher Liebe in den Main gestürzt), die unmittelbare Veranlassung zu dem Selbstmorde Karolinens gewesen wären.

An der Thatsache des Selbstmordes selbst freilich ist nicht zu zweifeln. Am 26. Juli 1806 endete Karoline von Günderode aus Schmerz über die Täuschung ihrer großen Lebenshoffnung ihr junges Leben. „Und so blieb dem guten Mädchen nichts übrig, als den Tod zu suchen." Dies traurige Wort Goethes, das er brauchte, als er seinen dichterischen Plan erwähnte, den Selbstmord der Nausikaa zu schildern, die sich in ihrer Hoffnung getäuscht fand, den Ulysses zu erlangen, kann man auch auf Karoline anwenden. Sie wurde, vielleicht ihrem Wunsche gemäß, an der Stelle, wo ihr Tod stattgefunden hatte, begraben. Auf ihr Grab wurde ein Stein gesetzt (1868 erneuert), der einige von ihr selbst bestimmte, nach dem Gedächtnis aufgezeichnete Verse trug, die Herder aus indischen Quellen in die „Zerstreuten Blätter" vierte Sammlung 1792 aufgenommen hatte.

Aber in einem teilte die unglückliche Karoline nicht das Los der Nausikaa. Während jene von großen Dichtern viel besungen wurde, ward Karoline nur das Los zu teil, von Dichterlingen gepriesen zu werden.

Goethe, der, wie oben S. 77 gezeigt ist, sich für die Dichtungen interessirte, nahm an dem traurigen Schicksal der Dichterin geringen Anteil. Unmittelbar nach dem Ereignis mag er durch Vermittlung der Frau von Wolzogen Kunde erhalten haben. Frau Frommann berichtet (29. August 1860, „Das Frommannsche Haus“ S. 75) als Goethes Worte, „seine Mutter könne er über Fräulein von Günderode nicht fragen, denn da kriegte er gleich die Antwort, sie müsse toll geworden sein.“ Bettina gibt an, sie habe (Oktober 1808) eine große Relation über ihr Verhältnis zur Günderode und über den Tod der letztern an Frau Rath geschickt, eine Relation, die bei dem Charakter dieser Mitteilungen für Goethe bestimmt war (abgedruckt Briefw. mit einem Kinde, 3. Aufl. Berlin 1881, S. 51 ff.). Aber dies kann nicht richtig sein. Denn Goethe sagt im Tagebuch (Weim. Ausg. III, 4, S. 146) ganz ausdrücklich (11. August 1810): „Mit Bettina im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältnis zu Fräulein Günderode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod“, kann also, nach der Fassung dieser Notiz von der Geschichte früher

nichts gewußt haben. In seinen Werken sprach er in den Aufsätzen „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar“ über die Dichterin und ihren Selbstmord nur kurz, gelegentlich eines Besuches ihrer Todesstätte (6. September 1814), mit jener kühlen Manier, die eine wirkliche Herzensanteilnahme ausschloß.

Der erste, der ihrer öffentlich, freilich ohne ihren Namen auszusprechen, pietätvoll dachte, war Achim von Arnim. In seiner Geschichte „Isabella“ („Erzählungen“ 1812) schilderte er eine Rheinfahrt, die ihn auch nach Winkel führte, und brauchte dabei die folgenden Worte:

„Wir stiegen ans Land und sahen einander stillschweigend an und wiesen auf die Landzunge, die im Strome versunken. Ein edles, musenheiliges Leben sank da in schuldlosem Wahn und der Strom hat den geweihten Ort ausgetilgt und an sich gerissen, daß er nicht entheiligt werde. Arme Sängerin, können die Deutschen unserer Zeit nichts, als das Schöne verschweigen, das Ausgezeichnete vergessen und den Ernst entheiligen? Wo sind Deine Freunde? Keiner hat der Nachwelt die Spuren Deines Lebens und Deiner Begeisterung gesammelt; die Furcht vor dem Tadel der Heillosen hat sie alle gelähmt. Nun erst verstehe ich die Schrift auf Deinem Grabe, die von den Thränen des Himmels jetzt fast ausgelöscht ist; nun weiß ich,

warum Du die Deinen alle nennst, nur die Menschen nicht. Und wir gedachten mit Rührung dieser Inschrift und einer sagte sie dem andern, der sie vergessen hatte:

„Erde, du, meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt;
Und ich gehe zur andern Welt, euch gerne verlassend.
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl."



Um der Liebe willen.

Roman von

Reinhold Ortmann.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Unter den beliebtesten Erzählern der Gegenwart nimmt Reinhold Ortmann eine der ersten Stellen ein. Was ihm besonders die Gunst des deutschen Lesepublikums erworben hat, das ist die Wärme, mit der er seine Personen zu zeichnen weiß und die sich überall in den Erzeugnissen seiner fleißigen Feder in so wohlthuender Weise geltend macht. Auch der obige Roman zeichnet sich wieder durch Gefühlsinnigkeit vorteilhaft vor so vielen anderen Erscheinungen der Tagesliteratur aus. Er spielt in unserer Zeit und führt den Leser in vornehme Kreise. In fesselnder Weise schildert er die traurigen Vorkommnisse in einer adeligen Familie, die in einem versöhnenden Schluß ausklingen. Ortmann hat sich ordentlich hineingelebt in seine sympathischen Gestalten und bietet so wieder ein Werk, das dem Leser manche angenehme Stunde bereiten wird.

Eigenart.

Roman von

A. von der Elbe.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 5. 50; fein gebunden *M.* 6. 50.

A. von der Elbe hat sich binnen kurzem die Gunst der deutschen Leserwelt erworben, und ihr neuer Roman ist ganz darnach angethan, die beliebte Schriftstellerin darin zu befestigen, denn er zeigt alle ihre Vorzüge in reichem Maße wieder. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, der Tochter eines in Brasilien lebenden Deutschen und einer Eingeborenen. Ein unangenehmer Vorfall bestimmt den Vater, sich von seiner noch sehr jugendlichen mutterlosen Tochter zu trennen und sie nach Deutschland zu Verwandten zu schicken. Damit beginnen die Kämpfe des jungen, sehr verwöhnten Mädchens, das mit ihren in kleinen spießbürgerlichen Verhältnissen lebenden Verwandten ihrer Eigenart wegen bald in Konflikt gerät. Sie hat aber auch vieles von dem kernigen Charakter ihres Vaters geerbt und geht daher aus allen unangenehmen Lagen, in die sie sich durch eigene Schuld bringt, siegreich hervor.

